This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35. G. 11

Stargard
UCH-, KUNST-
IQUAR - HANDLUN
BERLIN.

Briefe aus Paris

1830—1831

von

Ludwig Börne.

Erſter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1832.

Inhalt.

Erſter Brief	Seite	1
Zweiter Brief	—	5
Dritter Brief	—	10
Vierter Brief	—	18
Fünfter Brief	—	39
Sechſter Brief	—	48
Siebenter Brief	—	62
Achter Brief	—	72
Neunter Brief	—	81
Zehnter Brief	—	88
Eilfter Brief	—	99
Zwölfter Brief	—	110
Dreizehnter Brief	—	123
Vierzehnter Brief	—	137
Funfzehnter Brief	—	152
Sechszehnter Brief	—	161

Siebzehnter Brief	Seite	172
Achtzehnter Brief	—	179
Neunzehnter Brief	—	189
Zwanzigster Brief	—	202
Ein und zwanzigster Brief	—	214
Zwei und zwanzigster Brief	—	227
Drei und zwanzigster Brief	—	235
Vier und zwanzigster Brief	—	241
Fünf und zwanzigster Brief	—	255
Sechs und zwanzigster Brief	—	275
Sieben und zwanzigster Brief	—	292
Acht und zwanzigster Brief	—	309

Erſter Brief.

Karlsruhe, Sonntag den 5. September 1830.

Ich fange an den guten Reiſegeiſt zu ſpüren, und einige von der Legion Teufel, die ich im Leibe habe, ſind ſchon ausgezogen.

Aber je näher ich der franzöſiſchen Grenze komme, je toller werde ich. Weiß ich doch jetzt ſchon, was ich thun werde auf der Kehler Brücke, ſobald ich der letzten badiſchen Schildwache den Rücken zukehre. Doch darf ich das keinem Frauenzimmer verrathen.

Geſtern Abend war ich bei S. Die hatten einmal eine Freude mich zu ſehen! Sie wußten gar nicht, was ſie mir alles Liebes erzeugen ſollten, ſie hätten mir gern die ganze

Universität gebraten vorgesetzt. Mir Aermsten mit meinem romantischen Magen! Nicht der Vogel Rock verdaute das. Die W. hat einen prächtigen Jungen. Ich sah eine schönere Zeit in rosenrother Knospe. Wenn die einmal aufbricht! Wie gern hätte ich ihn der Mutter gestohlen, und ihn mit mir über den Rhein geführt, ihn dort zu erziehen mit Schlägen und Küssen, mit Hunger und Rosinen, daß er lerne frei seyn und dann zurückkehre, frei zu machen.

In Heidelberg sah ich die ersten Franzosen mit dreifarbigen Bändern. Anfänglich sah ich es für Orden an, und mein Ordens-Gelübde legte mir die Pflicht auf, mich bei solchem Anblicke inbrünstig zu ärgern. Aber ein Knabe, der auch sein Band trug, brachte mich auf die rechte Spur.

Ich mußte lachen als ich nach Darmstadt kam und mich erinnerte, daß da vor wenigen Tagen eine fürchterliche Revolution gewesen seyn soll, wie man in Frankfurt erzählte.

Es iſt eine Stille auf den Straßen, gleich der bei uns in der Nacht, und die wenigen Menſchen, die vorübergehen, treten nicht lauter auf als die Schnecken. Erzählte man ſich ſogar bei uns, das Schloß brenne, und einer meiner Freunde ſtieg den hohen Pfarr-Thurm hinauf, den Brand zu ſehen! Es war Alles gelogen. Die Bürger ſind unzufrieden, aber nicht mit der Regierung, ſondern mit den Liberalen in der Kammer, die dem Großherzoge ſeine Schulden nicht bezahlen wollen. Das iſt deutſches Volks-Murren, das laß ich mir gefallen; darin iſt Roſſiniſche Melodie.

Wenn Sie mir es nicht glauben werden, daß ich geſtern drei Stunden im Theater geſeſſen, und mit himmliſcher Geduld Minna von Barnhelm bis zu Ende geſehen — bin ich gar nicht böſe darüber. Aber das Unwahrſcheinlichſte iſt manchmal wahr. Auf der Reiſe kann ich alles vertragen.

Die Theaterwache in Darmſtadt war ge-

wiß funfzig Mann ſtark. Ich glaube auf je zwei Zuſchauer war ein Soldat gerechnet. Noch viel zu wenig in ſolcher tollen Zeit. Und dieſen Morgen um ſechs Uhr zogen einige Schwadronen Reiter an meinem Fenſter vorüber und trompeteten mich, und alle Kinder, und alle Greiſe, und alle Kranken, und alle ſüßträumenden Mädchen aus dem Schlafe. Das geſchieht wohl jeden Tag. Dieſe kleinen deutſchen Fürſten in ihren Nußſchal-Reſidenzen ſind gerüſtet und geſtachelt wie die wilden Kaſtanien. Wie froh bin ich, daß ich aus dem Lande gehe.

Adieu, Adieu. Und ſchreiben Sie mir es nur auf der Stelle, ſo oft bei uns eine ſchöne Dummheit vorfällt.

Zweiter Brief.

Strasburg, den 7. September.

Die erste französische Kokarde sah ich an dem Hute eines Bauers, der von Strasburg kommend in Kehl an mir vorüberging. Mich entzückte der Anblick. Es erschien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündfluth unserer Tage, als das Friedenszeichen des versöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeschreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Uebelbefinden und nur Thränen konnten meine gepreßte Brust erleichtern. Es war ein unentschiedenes Gemisch von Liebe und Haß, von Freude und Trauer, von Hoffnung und Furcht.

Der Muth konnte die Wehmuth, die Wehmuth in meiner Bruſt den Muth nicht beſiegen. Es war ein Streit ohne Ende und ohne Friede. Die Fahne ſtand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Theil des Tuches flatterte in deutſcher Luft. Fragen Sie doch den erſten beſten Legations-Sekretär, ob das nicht gegen das Völkerrecht ſei? Es war nur der rothe Farbenſtreif der Fahne, der in unſer Mutterland hineinflatterte. Das wird auch die einzige Farbe ſeyn, die uns zu Theil wird werden von Frankreichs Freiheit. Noth, Blut, Blut — ach! und nicht Blut auf dem Schlachtfelde.

Gott! könnte ich doch auch einmal unter dieſer Fahne ſtreiten, nur einen einzigen Tag mit rother Dinte ſchreiben, wie gern wollte ich meine geſammelten Schriften verbrennen, und ſelbſt den unſchuldigen achten Theil von ihnen, der noch im Mutterſchooſe meiner Phantaſie ruht! Schmach, Schmach über unſer Andenken!

Einſt werden die ſiegesfrohen, ſiegesübermüthigen Enkel ſpottend einen Gansflügel auf unſeren Grabeshügel ſtecken, während glücklichere Todte unter dem Schatten der Lorbeeren ruhen. Ich begreife, wie man gegenwärtige Uebel geduldig erträgt — es gibt kein gegenwärtiges Uebel, es wird nach jeder Minute zur Vergangenheit — aber wie erträgt man zukünftige Leiden? das faſſe ich nicht.

Dieſen Mittag war ein junger Menſch bei Tiſche, der in Paris mit gefochten. Es war mir gerade als brennten ihm die Haare, und unwillkührlich rückte ich von ihm weg, ob zwar ich deutſches naſſes Holz ihn eher ausgelöſcht hätte, als er mich angezündet. Wir waren unſerer neun, worunter drei alte Weiber, mich mitgerechnet, und ich habe in einer einzigen Stunde mehr ſprechen hören, als im engliſchen Hofe während der zwei Monate, daß ich dort zu Tiſche ging.

Ich wollte hier einen Platz im Coupe

nehmen, aber ſchon auf acht Tage voraus war das Cabriolet in Beſchlag genommen, und ſo lange habe ich keine Geduld zu warten. Mich in den innern Wagen zu ſetzen, dazu kann ich mich nicht entſchließen. Uebrigens ſind auch hier die Plätze ſchon auf mehrere Tage beſetzt. Dieſe Frequenz kommt von den unzähligen Solliciteurs, die täglich nach Paris eilen, den jungen Freiheitsbaum zu ſchütteln.

Donnerstag den 8. September.

Um zehen Uhr reiſe ich weiter. Ich habe mir einen Miethwagen bis Chalons genommen. Das iſt zwei Dritt-Theile des Weges. Mit dem nehmlichen Kutſcher und dem nehmlichen Wagen, iſt vor kurzem Potter nach Paris gefahren. Ich wohnte hier in dem nehmlichen Zimmer, das er bewohnte. Was das Zimmer betrifft, iſt mir nicht bange; eine Nacht, das kann mir nicht ſchaden. Aber acht Tage in Potters Wagen? Ich werde ihn durchräuchern laſſen.

Eben zog die National-Garde vorüber. Ich erstaunte über ihr gesundes und frisches Aussehen, da sie doch einige Jahre scheintodt im Grabe gelegen. Aber die Freiheit lebt auch im Grabe fort und wächst, bis sie den Sarg sprengt. Das sollten sich die Todtengräber merken.

Dritter Brief.

Lüneville, den 9. September.

Guten Morgen oder guten Abend? Ich weiß nicht um welche Tageszeit Sie meine Briefe erhalten. Hier übernachte ich, morgen Mittag komme ich nach Nancy. Ich befinde mich sehr wohl und reise bequem. Es ist freilich eine Schneckenfahrt, doch hat das auch seine Vortheile. Während die Räder sich langsam drehen, hat man Zeit manches zu bemerken, und die Physiognomie des Landes zu beobachten. Aber nein, so ein leeres Gesicht ist mir noch gar nicht vorgekommen. Lebloseres, langweiligeres, verdrüßlicheres gibt es gar nicht als dieser ganze Weg von der deutschen Grenze

bis nach Paris. Es ist jetzt das dritte Mal, daß ich ihn zurücklege. Mir kommt er vor wie ein langer stiller Gang, nur gebaut, in das wohnliche Paris zu führen, und die mir begegnenden Menschen erscheinen mir als die Diener des Hauses, die hin und her eilen, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen und ihm aufzuwarten. Die Bevölkerung in den Provinzen hat eine wahre Lakaien-Art, sie spricht von nichts als von ihrem gnädigen Herrn Paris. Die Städte, die Dörfer sind Misthaufen, bestimmt Paris zu düngen. Wenn auch die andern Provinzen Frankreichs denen gleichen, die ich kenne, so möchte ich außerhalb Paris kein Franzose seyn, weder König noch Bürger.

Vitry-sur-Marne, den 12. September.

— Das menschliche Leben ist voller Rechnungsfehler und ich weiß wahrhaftig nicht, wozu uns das Einmal Eins nützt. Der Teufel ist Controlleur und hat seine Freude am

Widerſpruch, um jeden Abend den ehrlichen Buchhalter zu verwirren. Am zwölften September des vorigen Jahres war ich, wie ich aus meinem Tagebuche erſahe, in Soden, der letzte Gaſt im Bade, der einzige Städter im Dorfe, ſaß gefangen auf meinem Zimmer, von dem ſchlechteſten Wetter bewacht, ward gefoltert von den boshafteſten Nerven. Es war Abends acht Uhr, ich lag auf dem Sopha, das ungeputzte Licht brannte düſter, Wind und Regen klopften leiſe an das Fenſter, es war mir, als wenn die Elemente riefen: komm zurück, wir erwarten dich! Es war mir unendlich wehe. Ich fühlte mich wie fortgeſchleppt von den gewaltigen Armen der Natur, und kein Freund kam zu meiner Hülfe .... Wer mir damals geſagt hätte: heute über das Jahr biſt du um dieſe Stunde in Vitry-ſur-Marne, froh und geſund und wirſt dort ſchlafen und nicht unter der Erde — ich hätte ihn ausgelacht inmitten meiner Schmerzen. Und wer am nehmlichen Tage

dem Könige von Frankreich gesagt hätte: heute übers Jahr bist du nicht König mehr, und schläfst in England?.. Es ist doch schön, kein König seyn! Daran will ich künftig denken, so oft ich leide. Armer Karl! Unglücklicher Greis! die Menschen — nein, unbarmherzig sind sie nicht, aber sie sind unwissende Thoren. Sie begreifen gar nicht, was das heißt: König seyn; sie begreifen nicht was das heißt, auf schwachen menschlichen Schultern den Zorn und die Rache eines Gottes tragen; sie begreifen nicht, was es heißt, einem einzigen Herzen, einer einzigen Seele, die Sünden eines ganzen Volkes aufladen! Denn warum haben die Menschen Könige, als weil sie Sünder sind? Ist das Fürstenthum etwas Anderes als ein künstliches Geschwür, welches die heilbedächtige Vorsehung, den Völkern zuzieht, daß sie nicht verderben an ihren bösen Säften, daß ihre giftigen Leidenschaften alle nach außen fliehen und sich im Geschwür sammeln? Und wenn es aufspringt

endlich — wer hat es strotzend gemacht? Nicht schonen soll man verbrecherische Könige, aber weinen soll man, daß man sie nicht schonen dürfe. Doch erzählen Sie das ja keinem wieder. Denn die Thoren anderer Art möchten sagen: da ist nun ein Freiheitsliebender Mann, der doch noch sagt, es sey dem Könige von Frankreich Unrecht geschehen! Was? Recht! Unrecht! leere, tolle Worte! Verklagt den Sturm, verklagt den Blitz, verklagt das Erdbeben, verklagt das Fieber, verklagt die spitzbübische Nacht, die euch um den halben Tag geprellt — und wenn ihr den Proceß gewonnen, dann kommt ihr geschickten Advokaten und verklagt ein Volk, es habe seinem Könige Unrecht gethan!

— Ich habe schon viel in Frankreich geschlafen: in Strasburg, in Pfalzburg, Lüneville, Nancy, Toul, Bar-le-Duc, und heute schlafe ich hier. Es ist eine schöne Erfindung, wie Sancho Pansa sagt; und wo man schläft, man schläft immer zu Hause, und wo man träumt,

man hat überall vaterländische Träume. Aber was geht das mich an? Ich bin auch wachend nirgends fremd.

In den Niederlanden scheint es arg herzugehen. Was aber die Leute dort wollen und nicht wollen, begreife ich nicht recht. Ihr hättet mich nicht abhalten sollen über Brüssel zu reisen. Es ist freilich kein Vergnügen todtgeschossen zu werden, und nicht zu wissen wofür. Aber wenn man im Bette stirbt, wie die Meisten, weiß man dann besser, wofür es geschieht? die Unannehmlichkeit dauert einige Minuten; das Vergnügen aber, nicht todtgeschossen worden, der Gefahr entgangen zu seyn, reicht für das ganze Leben hin. Man muß rechnen, zählen, wiegen. Auf mehr oder weniger, schwerer oder leichter kommt alles an. Die Qualitäten sind nicht sehr verschieden.

Ach! ich spüre es schon, es ergeht mir diesesmal in Frankreich, wie die beiden vorigenmale. Die feuchte Philosophie schlägt an mir

heraus, wie, wenn warme Witterung eintritt, die Stein-Wände naß werden. Es ist mir recht, diese Haut-Krankheit der Seele ist meiner betrübten Konstitution sehr heilsam.

— So eben las ich in einem Pariser Blatte, die aus einer englischen Zeitung entlehnte Nachricht: in Hamburg wären Unruhen gewesen, man hätte die Juden aus den Kaffeehäusern verjagt. Und in Hannover hätten sie geschrieen; à bas la noblesse! Ich kann mir gar nicht denken, wie das im Deutschen gelautet haben mag; denn unsere guten Leute können keinen andern Zorn-Ruf als das lateinische Pereat! was nun den Adel betrifft, so habe ich, bei aller Menschenfreundlichkeit, nichts dagegen. Mit guten Fallschirmen versehen, wird er herunter kommen ohne sich sehr wehe zu thun. Aber die Juden! die Franzosen hatten ihre Julitage, wollen die Deutschen ihren August-, ihre Hunds-Tage haben? Fängt man so die Freiheit an? O wie dumm! O, wie lächerlich! O,

wie unästhetisch! Von der Niederträchtigkeit will ich gar nicht sprechen; die versteht sich von selbst. Ist es aber wahr?

— Die Kellnerin kam herauf und sagte mir: sie hätte meinem Bedienten ein ganz gutes Zimmer angewiesen, er verlange aber ein Appartement. Ich ließ ihn rufen, und fragte, was das seyn sollte? Da fand sich denn, daß er die bescheidenste Forderung gemacht, und eine unschuldige Neugierde zu befriedigen gesucht, der kein Mensch, von welchem Stande er auch sey, lange widerstehen kann. Als feiner Nordländer war er gewohnt, das unartige Ding Appartement zu nennen.

Vierter Brief.

Dormans, den 15. September.

Der Ort liegt 28 Stunden von Paris entfernt, hat 2300 Einwohner und 2 Seelen, die meinige mitgerechnet. Denn das weiß ich nun aus achttägiger Erfahrung, daß alle Franzosen eine gemeinschaftliche Seele haben, und die in der Provinz gar nur eine Mondseele, ein Licht aus zweiter Hand; Paris ist die Sonne.

Napoleon, Rothschild, schlimme Nachrichten und andere berühmten Couriere haben den Weg von Frankfurt bis Paris schon in 48 Stunden zurückgelegt. Aber wer vor mir könnte sich rühmen, diesen Weg in dreizehn Tagen gemacht zu haben, wenn es vielleicht eintrifft, daß

ich morgen nach Paris komme, was noch gar nicht entſchieden iſt? Bin ich ein Narr? Ach wie gern wollte ich Einer ſein, fände ſich wenigſtens ein Echo, das es mir bejahte. Aber nicht einmal eine menſchliche Seele, die mich auslacht! Allein zu ſein mit ſeiner Weisheit, das iſt man gewöhnt, das hat man ertragen gelernt; aber allein mit ſeiner Thorheit, das iſt unerhörter Jammer, dem unterliegt der Stärkſte! O, theures Vaterland, wie einfältig verkannte ich deinen Werth! Dort fand ich in jedem Nachtquartier eine kleine Reſidenz, oder den Sitz einer hohen Regierung, oder eine Garniſon, oder eine Univerſität, und in jedem Gaſthofe eine Weinſtube mit ſcharf geprägten Gäſten, die mir gefielen oder nicht gefielen, die meinem Herzen oder meinem Geiſte Stoff gaben, der ausreichte bis zum Einſchlafen. Aber hier in dieſem vermaledeiten Rath-loſen Lande! Seit acht Tagen ſaß ich jeden Abend allein auf meinem Zimmer und verſchmachtete. Glauben

Sie mir man ſtirbt nicht vor Langerweile; das iſt nur eine dichteriſche Redensart. Aber wie gern hätte ich für jeden Lieutenant einen Schoppen Wein bezahlt, für jeden Hofrath eine Flaſche, für jeden Profeſſor zwei Flaſchen, für einen Studenten drei, und hätte ich gar einen ſchönen Geiſt, einen Theaterkritiker an mein Herz drücken können, nicht der ganze Keller wäre mir zu koſtſpielig geweſen. Hofräthe, Hofräthe! wenn ich je wieder eurer ſpotte, dann ſchlagt mir auf den Mund und erinnert mich an Dormans.

Dormans — wie das lieblich lautet! Wie Wiegen Eyapopeya. Und doch ſteckt der Teufel in jedem Buchſtaben. Aber leſen Sie nur erſt das Stück dormantiſche Poeſie, das Gebet an die Geduld, das ich dieſen Vormittag in der Verzweiflung meiner Ungeduld niedergeſchrieben, und dann ſollen Sie meine Leiden erfahren.

Geduld, ſanfte Tochter des grauſamſten Vaters; Schmerzerzeugte, Milchherzige, weichliſpelnde Göttin; Beherrſcherin der Deutſchen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen kranken Vaterlands, die du es warteſt und lehreſt warten.

Die du höreſt mit hundert Ohren, und ſieheſt mit hundert Augen, und bluteſt an hundert Wunden und nicht klageſt.

Die du Felſen kochſt und Waſſer in Steine verwandelſt.

Schmachbelaſtete, Segenſpendende Geduld; holdes Mondlächlendes Angeſicht; heiligſte Mutter aller Heiligen, erhöre mich!

Sieh! mich plagt die böſe Ungeduld, deine Nebenbuhlerin; befreie mich von ihr, zeige, daß du mächtiger biſt als ſie. Sieh! mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen, wie ein Windelkind, das gewaſchen wird; ich renne toll wie ein Sekundenzeiger um die ſchleichende Stunde; ich peitſche und ſporne vergebens die

ſtättige Zeit: die hartmäulige Mähre geht zurück und ſpottet meiner. Ich verzweifele, ich verzweifele, o rette mich!

Löſche mein brennendes Auge mit dem Waſſerſtrahle deines Blickes; berühre mit kühlen Fingern meine heiße Bruſt. Hänge Blei an meine Hoffnungen, tauche meine Wünſche in den tiefſten Sumpf, daß ſie aufziſchen und dann ewig ſchweigen. Deutſche mich, gute Göttin, von der Ferſe bis zur Spitze meiner Haare und laſſe mich dann friedlich ruhen in einem Naturalien-Cabinet unter den ſeltenſten Verſteinerungen.

Ich will dir von jetzt an auch treuer dienen und gehorſamer ſein in Allem. Ich will die tägliche Opfer bringen, welchen du am freundlichſten lächelſt. Die Didaskalia will ich leſen und das Dresdner Abendblatt und alle Theaterkritiken, und den Hegel, bis ich ihn verſtehe. Ich will bei jedem Regenwetter ohne Schirm vor dem Palaſte der deutſchen Bundes-

Verſammlung ſtehen und da warten bis ſie herauskommen und die Preßfreiheit verkündigen. Ich will in den Ländern das Treiben des Adels beobachten und nicht des Teufels werden, und nicht eher komme Wein über meine Lippen, bis dich die guten Deutſchen aus dem Tempel jagen und dein Reich endiget.

Vorgeſtern gegen Mittag kam ich nach Chalons. Ich wollte meinen Strasburger Wagen, den ich einſtweilen nur bis dahin gedingt hatte, nun weiter bis Paris miethen. Aber der Kutſcher hatte keine Luſt dazu, die Wege wären zu ſchlecht, oder was ihn ſonſt abhielt. Ich ſchickte nach einem andern Miethkutſcher. Jetzt denken Sie ſich die gräuliche Statiſtik: In Chalons, einer Stadt von 12,000 Einwohnern, gibt es nur eine einzige Miethkutſche, und für dieſe wurde für die Reiſe nach Paris, das nur zwanzig Meilen entfernt iſt,

200 Franken gefordert! Da dieſes viel mehr als die Reiſe mit Poſtpferden beträgt, entſchloß ich mich zu Letzterem. Da hatte ich mich wieder verrechnet. In Deutſchland findet der Reiſende auf jeder Poſt Kutſchen, die ihn von Station zu Station führen. Hier aber hat die Poſt zu dieſem Gebrauche nur zweiräderige bedeckte Wagen, die nicht in Federn hängen, uns leicht die Seele aus dem Körper ſchleudern, und nicht einmal Platz haben, einen Koffer aufzupacken. So blieb mir nichts anderes übrig, als mit der Diligence zu reiſen, die eine halbe Stunde vor meiner Ankunft in Chalons abgegangen war, und die erſt den andern Mittag wiederkehrte. Vier und zwanzig Stunden ſollte ich warten! Ich war an dieſem Tage ganz gewiß der verdrießlichſte Menſch in ganz Europa, und war ſchwach genug zu überlegen, was beſſer ſey, Preßfreiheit ohne Retourwagen, wie in Frankreich, oder Retourwagen ohne Preßfreiheit wie in Deutſchland.

Ich machte einige Gänge durch die Stadt, aber in den Straßen war es so öde und stille, die Menschen erschienen mir so langweilig und gelangweilt, und selbst im Kaffehause, sonst dem Pochwerke jeder französischen Stadt, hatte Alles so ein schläfriges Ansehen, daß ich bald wieder nach Hause eilte. Dort zog ich Pantoffeln und Schlafrock an, um wenigstens mit Bequemlichkeit zu verzweifeln. Da erinnerte mich ein zufälliger Blick in den Kalender, daß es wieder Zeit sei, den guten Blutigeln, die zur Erhaltung meiner Liebenswürdigkeit so vieles beitragen, ihr kleines monatliches Fest zu geben. Es war mir eine willkommene Zerstreuung, und ich schickte nach einem Chirurgen. Statt dessen kam aber eine Frau von sechzig Jahren, die sich mir als Hebamme vorstellte, und mich artig versicherte, der von mir verlangte Dienst sei eigentlich ihr Geschäft. Ich muß gestehen, daß die Französin die Operation mit einer Leichtigkeit, Sicherheit, Schnelligkeit und ich

möchte ſagen mit einer Grazie ausführte, die ich bei dem geſchickteſten deutſchen Chirurgus nie gefunden hatte. Sie zeigte ſo viel Anſtand in ihrem Betragen, war ſo abgemeſſen in allen ihren Bewegungen, ſprach ſo fein, ſo bedächtig und umſichtig, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſie mit der Ober-Hofmeiſterin einer gewiſſen deutſchen Prinzeſſin zu vergleichen, die ich vor vielen Jahren zu hören und zu beobachten Gelegenheit hatte. Vor meinem Bette ſitzend unterhielt ſie mich auf das angenehmſte und lehrreichſte. Von der letzten Revolution ſprach ſie kein Wort, und dieſes überzeugte mich, daß es keine Prahlerei von ihr war, wenn ſie mich verſicherte, daß ſie nur die vornehmſten Krankenhäuſer beſuche. Sie erzählte mir viel von Unter-Präfekten, von einem gewiſſen Colonel, von der Frau des Gerichts-Präſidenten, und daß ſie weit und breit als Hebamme gebraucht werde. Erſt kürzlich wäre ſie zu einer Entbindung nach St. Denis gehokt

worden. Sie war die treueſte und verſchwiegenſte Hebamme, verrieth nichts, hatte aber eine ſo geſchickte Darſtellung, daß auch die ſchläfrigſte Phantaſie Alles errathen mußte: zuweilen unterbrach ſie ihren Bericht von den auswärtigen Angelegenheiten, warf einen Blick auf mich und rief mit Künſtler-Begeiſterung aus: ils travaillent joliment, ils travaillent joliment! So ging mir eine Stunde angenehm vorüber, aber drei und zwanzig Leidens-Stunden bis zur Ankunft der Diligence blieben noch übrig und als die Hebamme fort war, jammerte ich armer Kindbetter, daß es zum Erbarmen war.

Ich nahm Reinhards Reiſebuch zur Hand, und da las ich zu meinem Schrecken, daß Chalons einen Spaziergang habe, Jard genannt, und das wäre die ſchönſte Promenade Frankreichs. Ferner: in der Nähe von Chalons wäre das Schlachtfeld, wo einſt Attila von den Römern und Franken beſiegt worden. Das hätte ich

nun alles ſehen mögen, war aber jetzt ſo ſchwach, daß ich nicht ausgehen konnte. Es war mir lieblich zu Muthe! Aber Alles geht vorüber; es kam der folgende Tag, und mit ihm die Diligence, auf der ich Platz nahm. Man fährt von Chalons in 24 Stunden nach Paris, aber ich fühlte mich unbehaglich, ſcheute die Nachtfahrt und faßte den raſenden Entſchluß mich nur bis Dormans, wo man Abends ankömmt, einſchreiben zu laſſen und da zu übernachten. So that ich es auch.

Meine Gefährten im Coupe waren eine junge ſchöne Modehändlerin aus der Provinz, die ihre periodiſche Kunſtreiſe nach Paris machte, und ein ſchon ältlicher Herr, der, nach ſeiner dunklen Kleidung und der Aengſtlichkeit zu beurtheilen, in welche ihn die kleinſte ſchiefe Neigung des Wagens verſetzte, wohl ein proteſtantiſcher Pfarrer oder Schulmann war. Dieſe beiden Perſonen von ſo ungleichem Alter und Gewerbe unterhielten ſich, ohne die kleinſten

Pauſen, auf das lebhafteſte mit einander; aber ich achtete nicht darauf, und hörte das alles nur wie im Schlafe. In früheren Jahren war mir jede Reiſe ein Maskenball-Feſt der Seele; alle meine Fähigkeiten walzten und jubelten auf das ausgelaſſenſte, und es herrſchte in meinem Kopfe ein Gedränge von Scherz und Ernſt, von dummen und klugen Dingen, daß die Welt um mir her ſchwindelte. Was hörte, bemerkte, beobachtete, ſprach ich da nicht alles! Es waren Wolkenbrüche von Einfällen, und ich hätte hundert Jahrgänge des Morgenblatts damit ausfüllen können, und hätte die Zenſur nichts geſtrichen, tauſend Jahrgänge. Wie hat ſich das aber geändert!.. Ich ſitze ohne Theilnahme im Wagen, ſtumm wie ein Staatsgefangener in Oeſtreich und taub wie das Gewiſſen eines Königs. In der Jugend bemerkt man mehr die Verſchiedenheiten der Menſchen und Länder, und das eine Licht gibt tauſend Farben, im Alter, mehr die Aehnlichkeiten, alles iſt grau,

und man ſchläft leicht dabei ein. Ich kann jetzt einen ganzen Tag reiſen ohne an etwas zu denken. Fand ich doch auf dem langen Weg von Strasburg hierher nichts weiter in mein Tagebuch zu ſchreiben, als die Bemerkung, daß ich in Lothringen mit ſechs Pferden habe pflügen ſehen und daß mein Kutſcher Stundenlang mit Konrad von der Preßfreiheit und den Ordonnanzen mit einem Eifer geſprochen als wäre von Hafer und Stroh die Rede. Und ſelbſt dieſes wenige ſchrieb ich nur kurz und trocken nieder, ohne alle ſatiriſche Bemerkungen gegen die Miethkutſcher in der großen Eſchenheimer Gaſſe, in der kleinen Eſchenheimer Gaſſe, hinter der ſchlimmen Mauer und den übrigen Frankfurter Gaſſen, die in der Nähe des Taxiſchen Palaſtes liegen. Den kleinen guten Gedanken: was würde Herr von Münch-Bellinghauſen thun, wenn ſich einmal ſein Kutſcher erkühnte, von Preßfreiheit zu ſprechen und würde ihm das nicht Anlaß geben, eine

vertrauliche Sitzung der hohen Bundes-Versammlung zu veranstalten und darin auf schärfere Zensur in den Bundesstaaten anzutragen? — diesen habe ich jetzt in diesem Augenblicke erst, und ihn ganz allein der Verzweiflung der Langenweile zu verdanken; im Tagebuche steht nichts davon. Ist das nicht sehr traurig?

— Man reist jetzt auf der Diligence unglaublich wohlfeil. Der Platz von Strasburg bis Paris, kostet nicht mehr als 20 Franken, im Kabriolet 26. Diese Wohlfeilheit kömmt daher, weil es drei verschiedene Unternehmungen gibt, die sich wechselseitig zu Grunde zu richten suchen. Bei solchen niedrigen Preisen, haben die Aktionärs großen Verlust, den sie nicht lange ertragen können. Es kömmt jetzt darauf an, wer es am längsten aushält. Von Chalons bis Paris gehen täglich, die Malle-Poste ungerechnet, sechs Diligencen, drei von Metz, drei von Strasburg kommend. Unter diesen sieben Loosen habe ich schon drei Nieten

gezogen, denn in den drei Wagen, welche diesen Mittag durchkamen, waren keine Plätze mehr. Heute Abend kommen die Andern und wenn ich Glück habe wie bisher, werden sie gleichfalls besetzt seyn, und ich vielleicht acht Tage in Dormans bleiben müssen. Das wäre mein Tod. Und welcher Tod! Der Tod eines Bettlers. Denn man wird hier auf eine so unerhörte Art geprellt, daß ein achttägiger Aufenthalt meine Kasse erschöpfen, und mir nicht so viel übrig bleiben würde, meine Begräbnißkosten zu bestreiten. Hören Sie weiter wie es mir ging.

Um, wenn der Wagen ankäme, nicht aufgehalten zu seyn, verlangte ich diesen Vormittag schon meine Wirthshaus-Rechnung. Die Wirthin machte die unverschämte Forderung von etlichen und zwanzig Franken. Ich hatte gestern Abend nichts als Braten und Dessert gehabt, ein elendes Schlafzimmer, und diesen Morgen Kaffee. Der Bediente das nehmliche und wahrscheinlich

alles noch ſchlechter. Ich ſagte der Wirthin, ſie ſollte mir die Rechnung ſpezifiziren. Sie ſchrieb mir auf: Nachteſſen 9 Fr. Zimmer 8, Frühſtück 3, Zuckerwaſſer 1 Fr. und für einige Leſe-Bücher, die ich aus der Leihbibliothek hatte holen laſſen, 30 Sous. Ich fragte ſie kalt und giftig, ob ſie bei dieſer Forderung beſtände, und als ſie erwiederte: ſie könne nicht anders, nahm ich die Rechnung und ging fort, die Wirthin zu verklagen. Ich wollte einmal ſehen, wie in einer, auf einer Monarchie gepfropften Republik die Juſtiz beſchaffen ſei. Ich trat in den Laden eines Apothekers um mich nach der Wohnung des Friedensrichters zu erkundigen. Die Apotheke ſah derjenigen, welche Shakſpeare in Romeo und Julie beſchrieben, ſehr ähnlich, und ich glaube, ich hätte da leicht Gift haben können. Der müßige Apotheker las die neue Charte Constitutionelle. Statt aber auf meine Frage nach der Wohnung des Friedensrichters zu antworten, fragte er mich, was

ich da ſuche? Ich erzählte ihm meinen theuren Fall. Er erkundigte ſich nach dem Wirthshauſe, und als ich es ihm bezeichnet, erwiederte er mir, er wiſſe nicht, wo der Friedensrichter wohne. Wahrſcheinlich war er mit der ſpitzbübiſchen Wirthin befreundet. Ich ging fort, und ließ ihm einen verächtlichen Blick zurück. So ſind die Liberalen! Ich ließ mir von einem Andern das Haus des Friedensrichters bezeichnen. Ich trat hinein, ein Hund ſprang mir entgegen, der mich bald zerriſſen hätte, und auf deſſen Gebell eilte ein Knecht herbei, der mir ſagte, der Friedensrichter wäre verreiſt und ich ſollte mich an den Greffier wenden. Mit Mühe fand ich die Wohnung des Greffiers. Der war über Land gegangen. Ich ſuchte den Maire auf; man ſagte mir, der wäre zum Präfekten gerufen worden, und ich ſollte zum Maire-Adjunkten gehen. Dieſen fand ich zu Hauſe. Es war ein kleines altes Männchen in blonder Perücke, der einen großen Pudel auf dem Schoos

hatte und ihn ſchor. Ein junges Frauenzimmer, Tochter oder Haushälterin, war mit Bügeln beſchäftigt. Als ich eintrat, ließ der Maire-Adjunkt den Hund laufen, hörte meine Klage an, und ſah mir über die Schulter in die Rechnung, die ich ihm vorlas. Das Mädchen trat auf meine linke Seite, ſah mir gleichfalls über die Schulter in die Rechnung, verbrannte mir mit dem heißen Bügeleiſen den kleinen Finger und rief in größtem Eifer aus: Nein, das iſt unerhört, aber dieſe Leute machen es immer ſo. Der Maire-Adjunkt fiel ſeiner wahrſcheinlichen Haushälterin nicht ohne Schüchternheit in das Wort, bemerkte, er könne ſich nicht in die Sache miſchen, das ginge den Friedensrichter an. Uebrigens, mein Herr, ſchloß er ſeine Rede, Sie werden ſchon öfter gereiſt ſeyn. Dieſe kurze und weiſe Bemerkung, brachte mich zur Beſonnenheit, ich ſtrich meinen verbrannten Finger an der noch ungeſchornen Seite des Pudels, welches mir ſehr wohl that, und ging fort.

Nach Hause zurückgekommen, erzählte ich der Wirthin, ich hätte sie verklagen wollen, aber die Behörden wären alle abwesend, und so blieb mir nichts übrig, als sie noch einmal zu fragen, ob sie sich denn gar nicht schäme, ich hätte ja ganz schlecht zu Nacht gegessen? Die Tochter der Wirthin erwiederte darauf: ich hätte sehr gut zu Nacht gegessen, ich hätte ein Suprême de Volaille gehabt. Dieses Suprême de Volaille war nichts als ein Dreieck von dem Leibe eines Huhns, in dessen einem Winkel eine kalte Krebsscheere stak, welche irgend ein Passagier vielleicht schon vor der Revolution ausgehöhlt hatte. Ich glaube, die Suprematie dieses Gerichts bestand blos in dieser hohlen Krebsscheere, denn das Uebrige war etwas ganz Gewöhnliches. Ich ward heftig und antwortete der Tochter: Que me parlez-vous d'un Suprême de Volaille? Vous êtes un Suprême de Canaille! Kaum

hatte ich das Zornwort ausgesprochen, als ich es bereute. Erstens aus Höflichkeit, und zweitens aus Furcht; denn der Koch war mit seinem langen Messer hinzugetreten, und ich dachte, er würde mich auf der Stelle schlachten. Aber zu meinem Erstaunen achteten Wirthin, Tochter und Koch gar nicht auf mein Schimpfen, sie verzogen keine Miene und es war, als hätten sie es gar nicht gehört. Ich kann mir diese Unempfindlichkeit nicht anders erklären, als daß ich zu feines Französisch gesprochen, welches die Kleinstädter nicht verstanden.

Ich bezahlte meine Rechnung, um mich aber an den Leuten zu rächen und sie zu ärgern, ließ ich meine Sachen in das gerade gegenüber liegende Wirthshaus bringen. Hier aß ich zu Mittag, und ließ mir dann ein Zimmer geben, wo ich Ihnen schreibe und auf die Ankunft der Diligence warte.

Morgen oder übermorgen schreibe ich von

Paris. Sollten Sie aber morgen wieder einen Brief mit dem Poſtzeichen Dormans erhalten, dann öffnen Sie ihn nur gleich mit weinendem Augen, denn Sie können voraus wiſſen, daß ich Ihnen meinen Tod melde.

Fünfter Brief.

Paris, den 17. September 1830.

Seit gestern bin ich hier und Alles ist vergessen. Ob ich gesund und froh, wie Sie es wünschen, in Paris angekommen, oder durch mein Ankommen erst geworden bin, wüßte ich kaum zu bestimmen; doch glaube ich eher das Letztere. Ich habe wunderliche Nerven. Wenn sie kein Lüftchen berührt, sind sie am unruhigsten und zittern wehklagende Töne gleich Elvirens Harfe in der Schuld. Diese Kränkelei macht mich so wüthend, daß ich meine eignen Nerven zerreißen möchte. So oft sie aber ein grober Sturmwind schlägt, bleiben sie philoso-

phiſch gelaſſen, und verlieren ſie ja die Geduld, brummen ſie doch männlich, wie die Saiten einer Baßgeige. Ich kann es Ihnen nicht genug ſagen, wie mir ſo behaglich worden gleich von der erſten Stunde an. Das moraliſche Klima von Paris that mir immer wohl, ich athme freier, und meine deutſche Engbrüſtigkeit verließ mich ſchon in Bondy. Raſch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und ſtürzte mich jubelnd in das friſche Wellengewühl. Ich möchte wiſſen, ob es andern Deutſchen auch ſo begegnet wie mir, ob ihnen, wenn ſie nach Paris kommen, wie Knaben zu Muthe iſt, wenn an ſchönen Sommerabenden die Schule geendigt und ſie ſpringen und ſpielen dürfen! Mir iſt es gerade, als müßte ich unſerm alten Conrector einen Eſel bohren.

— Ich wohne hinter dem Palais-Royal. Die Zimmer ſind gut, aber die enge Straße mit ihren hohen Häuſern iſt unfreundlich. Kein Sonnenblick den ganzen Tag. Und doch iſt

es mir manchmal noch zu hell; denn ich habe merkwürdige Gegen-über. Erstens, sehe ich in die Küche eines Restaurateurs. Schon früh Morgens fangen die ungewaschenen Köche zu tüchten und zu trachten an, und wenn man so mit ansieht, wie die Grazie, die allen französischen Schlüsseln eigen ist, zu Stande kömmt, kann man die Eßlust auf eine ganze Woche verlieren. Dann sehe ich in das Zimmer einer Demoiselle; in eine Schneiderswohnung; in einen Roulette-Saal und in eine lange Gallerie von Cabinets inodores. Wie schön, freundlich und glänzend ist Alles nach der Gartenseite des Palais-Royal: nach hinten aber, wie betrübt und schmutzig Alles! Ich werde mich eilen aus diesen Couliffen zu kommen und mich nach einer andern Wohnung umsehen.

Sie können es sich denken, daß ich nicht lange zu Hause geblieben, sondern gleich fort eilte, die alten Spielplätze meiner Phantasie aufzusuchen und die neuen Schlachtfelder, die ihr

Wort gehalten. Aber ich fand es anders als ich erwartete. Ich dachte in Paris müsse es aussehen wie am Strande des Meeres nach einem Sturm, Alles von Trümmern bedeckt seyn, und das Volk müsse noch toſen und ſchäumen. Doch war die gewohnte Ordnung überall und von der Verheerung nichts mehr zu ſehen. Auf einigen Strecken des Boulevards fehlen die Bäume, und in wenigen Straßen wird noch am Pflaſter gearbeitet. Ich hätte die Stiefeln ausziehen mögen; wahrlich nur barfuß ſollte man dieſes heilige Pflaſter betreten. Die vielen dreifarbigen Fahnen, die man aufgeſteckt ſieht, erſchienen mir nicht als Zeichen des fortdauernden Krieges, ſondern als Friedenspaniere. Die Fahne in der ſtolzen Hand Ludwigs XIV. auf dem Place des Victoires machte mich laut auflachen. Wir haben die Reiterſtatüe vor acht Jahren zuſammen aufrichten ſehen. Wer hätte das damals gedacht? Träume von Eiſen und Marmor — und doch nur

Träume! — Noch ſchwebt jener Tag mir vor, noch höre ich den Polizei-Jubel, höre alle die Lieder mit ihren Melodien, welche bezahlte Bänkelſänger auf dem Platze ſangen. Das eine Lied fing an: vive le roi, le roi, le roi, que chante le monde à la ronde — jetzt müßte es heißen ſtatt que chante, que chasse le monde à la ronde. Wenn er nur nicht ſo alt wäre! das verbittert mir ſehr meine Freude. Gott ſegne dieſes herrliche Volk, und fülle ihm die goldnen Becher bis zum Rande mit dem ſüßeſten Weine voll, bis es überſtrömt, bis es hinabfließt auf das Tiſchtuch, wo wir Fliegen herum kriechen und naſchen. Summ, ſumm — wie dumm!

Alte deutſche Bekannte ſuchte ich gleich geſtern auf. Ich dachte durch ſie mehr zu erfahren, als was ich ſchon gedruckt geleſen, aber nicht Einer von ihnen war auf dem Kampfplatze, nicht Einer hat mitgefochten. Es ſind eben Landsleute! Engländer, Niederländer,

Spanier, Portugieſen, Italiäner, Polen, Griechen, Amerikaner, ja Neger haben für die Freiheit der Franzoſen, die ja die Freiheit aller Völker iſt, gekämpft und nur die Deutſchen nicht. Und es ſind deren viele Tauſende in Paris, theils mit tüchtigen Fäuſten, theils mit tüchtigen Köpfen. Ich verzeihe es den Handwerksburſchen; denn dieſe haben es nicht ſchlimm in unſerm Vaterlande. In ihrer Jugend dürfen ſie auf der Landſtraße betteln, und im Alter machen ſie die Zunfttyrannen. Sie haben nichts zu gewinnen bei Freiheit und Gleichheit. Aber die Gelehrten! Dieſe armen Teufel, die in Schaaren nach Paris wandern, und von dort mit dem Morgenblatte, mit dem Abendblatte, mit dem Geſellſchafter, mit der allgemeinen Zeitung correſpondiren; die das ganze Jahr von dem reichen Stoffe leben, den ihnen nur ein freies Volk verſchaffen kann; die im dürren Vaterlande verhungern würden — dieſe wenigſtens, und wäre es auch nur aus Dankbarkeit gegen

ihre Ernährer, hätten doch am Kampfe Theil nehmen sollen. Aber hinter einem dicken Fensterpfosten, im Schlafrocke, die Feder in der Hand, das Schlachtfeld begucken; die Verwundeten, die Gefallnen zählen und gleich zu Papier bringen; zu bewundern statt zu bluten, und die Leiden eines Volks sich von einem Buchhändler bogenweise bezahlen zu lassen — nein, das ist zu Schmachvoll, zu Schmachvoll!

— Die Pracht und Herrlichkeit der neuen Gallerie d'Orleans im Palais-Royal kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich sah sie gestern Abend zum ersten Male in sonnenheller Gasbeleuchtung, und war überrascht wie selten von etwas. Sie ist breit und von einem Glashimmel bedeckt. Die Glas-Gassen, die wir in früheren Jahren gesehen, so sehr sie uns damals gefielen, sind düstere Keller oder schlechte Dachkammern dagegen. Es ist ein großer Zauberſaal, ganz dieses Volks von Zauberern würdig. Ich wollte die Franzosen zögen alle

Weiberröcke an, ich würde ihnen dann die schönsten Liebeserklärungen machen. Aber ist es nicht thöricht, daß ich mich schäme, Diesem und Jenem die Hand zu küssen, wozu mich mein Herz treibt — die Hand, die unsre Ketten zerbrochen, die uns frei gemacht, die uns Knechte zu Rittern geschlagen?

Sechster Brief.

Paris, den 18. September.

— Ich komme aus dem Leſekabinett. Aber nein, nein, der Kopf iſt mir ganz verwirrt von allen den Sachen, die ich aus Deutſchland geleſen! Unruhen in Hamburg; in Braunſchweig das Schloß angezündet und den Fürſten verjagt; Empörung in Dresden! Seien Sie barmherzig, berichten Sie mir Alles auf das genauſte. Und wenn Sie nichts Beſonderes erfahren, ſchreiben Sie mir wenigſtens die deutſchen Zeitungen ab, die ich hier noch nicht habe auffinden können. Den franzöſiſchen Blättern kann ich in ſolchen Dingen nicht

trauen; nicht der zehnte Theil von dem, was sie erzählen, mag wahr seyn. Was aber deutsche Blätter über innere Angelegenheiten mittheilen dürfen, das ist immer nur der zehnte Theil der Wahrheit. Hätte ich mich also doch geirrt, wie mir schon manche vorgeworfen? Wäre Deutschland reifer als ich gedacht? Hätte ich dem Volke Unrecht gethan? Hätten sie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich Helm und Harnisch getragen? O, wie gern, wie gern! Scheltet mich wie einen Schulbuben, gebet mir die Ruthe, stellt mich hinter den Ofen — gern will ich die schlimmste Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt. Wenn sie sich nur erst die Augen gerieben, wenn sie nur erst recht zur Besinnung gekommen, werden sie sich erstaunt betasten, werden im Zimmer umher blicken, das Fenster öffnen und nach dem Himmel sehen, und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag ist denn heute, wie lange haben wir geschlafen? Unglückselige! nur der

Muthige wacht. Wie hat man es nur so lange ertragen? Es ist eine Frage, die mir der Schwindel gibt. Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu seyn aller erwachsenen Völker! wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hosen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten, schwachen, gräulichen Schulmeisters! . . Aber Wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker ist nicht wie Rosenschein eines verschämten Mädchens; es ist Nordlicht voll Zorn und Gefahren.

Sonntag, den 19. September.

Mitternacht ist vorüber; aber ein Glas Gefrorenes, das ich erst vor wenigen Minuten bei Tortoni gegessen, hat mich so aufgefrischt, daß ich gar keine Neigung zum Schlafe habe. Es war himmlisch! Das Glas ganz hoch

aufgefüllt, ſah wie ein langes weißes Geſpenſt aus. Nun bitte ich Sie — haben Sie je gehört oder geleſen, daß Jemand ein Glas Gefrorenes mit einem Geſpenſte verglichen hätte? Solche Einfälle kann man aber auch nur in der Geiſterſtunde haben. Den Abend brachte ich bei * * * zu. Es ſind ſehr liebenswürdige Leute und die es verſtehen, wenn nur immer möglich, auch ihre Gäſte liebenswürdig zu machen. Das iſt das Seltenſte und Schwerſte. Es war da ein Gemiſch von Deutſchen und Franzoſen, wie es mir behagt. Da wird doch ein gehöriger Salat daraus. Die Franzoſen allein ſind Oehl, die Deutſchen allein Eſſig, und ſind für ſich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen die höchſt wichtige und einflußreiche Beobachtung mittheilen, daß man in Frankreich dreimal ſo viel Oehl und nur ein Drittheil ſo viel Eſſig zum Salate verwendet, wie in Deutſchland. Dieſe Verſchiedenheit geht durch

die Geschichte, Politik, Religion, Geselligkeit, Kunst, Wissenschaft, den Handel und das Fabrikwesen beider Völker, welches vor mir die berühmtesten deutschen Historiker, die sich doch immerfort rühmen, aus der Quelle zu schöpfen, leichtsinnig übersehen haben. Sie sollen sich aber den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es ist gerade nicht nöthig, daß Sie alles verstehen was ich sage, ich selbst verstehe es nicht immer. Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in allem so verschmolzen wären, als es beide Völker heute Abend bei *** waren. In wenigen Jahren wird es ein Jahrtausend, daß Frankreich und Deutschland, die früher nur ein Reich bildeten, getrennt wurden. Dieser dumme Streich wurde, gleich allen dummen Streichen in der Politik, auf einem Congresse beschlossen, zu Verdün im Jahr 843. Aus jener Zeit stammen auch die köstlichen eingemachten Früchte und Dragées, wegen welcher Verdün noch heute berühmt ist. Einer der Congreß-Gesandten hatte sie erfun-

den, und war dafür von seinem genädigen Herrn in den Grafenstand erhoben worden. Ich hoffe im Jahre 1843 endiget das tausendjährige Reich des Antichrists, nach dessen Vollendung die Herrschaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird. Wir haben nehmlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutschland wieder zu einem großen fränkischen Reiche zu vereinigen. Zwar soll jedes Land seinen eigenen König behalten, aber beide Länder eine gemeinschaftliche National-Versammlung haben. Der französische König soll wie früher in Paris thronen, der deutsche in unserem Frankfurt, und die National-Versammlung jedes Jahr abwechselnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden. Wenn Sie Ihre Nichte O * * * besuchen, benutzen sie doch die Gelegenheit, mit dem Koche des Präsidenten der Bundesversammlung von unserem Plane zu sprechen. Der muß ja die Gesinnungen und Ansichten seines Herrn am besten kennen.

— Die lieben Tuilerien habe ich heute wiedergesehen. Sie hießen mich willkommen, sie lächelten mir zu und alles dort war wie zu meinem Empfange glänzend und festlich eingerichtet. Ich fühlte mich ein Fürst in der Mitte des fürstlichen Volkes, das unter dem blauen Baldachin des Himmels von seiner Krönung zurückkehrte. Es ist etwas Königliches in diesen breiten, vom Goldstaube der Sonne bedeckten Wegen, die an Palläſten vorüber, von Pallaſt zu Pallaſt führen. Mich erfreute die unzählbare Menschenmenge. Da fühlte ich mich nicht mehr einsam; ich war klug unter tausend Klugen, ein Narr unter tausend Narren, der Betrogene unter tausend Betrogenen. Da sieht man nicht blos Kinder, Mädchen, Jünglinge, Greise, Frauen; man sieht die Kindheit, die Jugend, das Alter, das weibliche Geschlecht. Nichts ist allein, geschieden. Selbst die mannichfachen Farben der Kleider, erscheinen, aus der Ferne betrachtet, nicht mehr bunt; die

Farbengeſchlechter treten zuſammen; man ſieht weiß, blau, grün, roth, gelb, in langen breiten Streifen. Wegen dieſer Fülle und Vollſtändigkeit liebe ich die großen Städte ſo ſehr. Seine angeborne Neigung und Richtung kann keiner ändern, und um zufrieden zu leben, muß darum jeder, was ihm lieb iſt, auf ſeinem Wege ſuchen. Aber das kann man nicht überall. Zwar findet man auch in der kleinſten Stadt jedes Landes Menſchen von jeder Art, unter welchen man wählen kann; aber was nützt uns das? Es ſind doch nur Muſter, die zu keinem Kleide hinreichen. Nur in London und Paris iſt ein Waaren-Lager von Menſchen, wo man ſich verſehen kann, nach Neigung und Vermögen.

Still, heiter, freundlich und beſcheiden wie ein verliebtes glückliches Mädchen, luſtwandelte das Pariſer Volk umher. Als ich dieſes ſah, und bedachte: noch ſind zwei Monate nicht vorüber, daß es einen tauſend-

jährigen König niedergeworfen, und in ihm Millionen ſeiner Feinde beſiegt — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen. Es iſt der Traum von einem Wunder! Schnell haben ſie geſiegt, ſchneller haben ſie verziehen. Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen erwiedert, wie bald ganz vergeſſen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es ſeine Gegner verwundet. Wehrloſe Gefangene wurden nicht ermordet, Geflüchtete nicht verfolgt, Verſteckte nicht aufgeſucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt ein Volk! Fürſten aber ſind unverſöhnlich und unauslöſchlich iſt der Durſt ihrer Rache. Hätte Karl geſiegt, wie er beſiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir ſehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in andern Ländern geſchieht, wo die Gewalt über die Freiheit

ſiegte. Seit Jahren iſt der Sieg entſchieden und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meineide verdankte! Tauſende ſchmachten noch im Kerker, Tauſende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers iſt immer gezückt, und wo es ſchont, wo es zaudert, geſchieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängſtigen. So entartet, ſo herabgewürdigt hat ſich die Macht gezeigt, daß ſie oft mit Grauſamkeiten prahlte, die ſie gar nicht begangen; ſich der Gerechtigkeit ſchämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich ſchonte, und es als Verläumdung beſtrafte, wenn man ſie mild geprieſen! Mich empört die niederträchtige Unverſchämtheit der Fürſtenſchmeichler, welche die Völker als Tiger, die Fürſten als Lämmer darſtellen. Wenn jeder Machthaber, ſobald er zum Beſitze der Macht gelangt, gleich ſeine Leidenſchaft zur Regel erhebt, grauſame Strafen

für jeden Widerſpruch voraus beſtimmt, und dieſe Regel, dieſe Anwendung ſich herabrollt durch Jahrhunderte — nennen ſie das Geſetzlichkeit. Das Volk hat ſeine Leidenſchaft nie zum Geſetz erhoben, die Gegenwart erbte nie die Miſſethaten der Vergangenheit, ſie vermehrt der Zukunft zu überlaſſen. Wenn dumme, feige oder beſtochene Richter aus altem Herkommen und verblichenen Geſetzen nachweiſen können, daß ſie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht geweſen — nennen ſie das Gerechtigkeit. Wenn der ſchuldlos Verurtheilte, durch Reihen ſchön geputzter Soldaten, durch die Mitte des angſtzitternden Volkes, das nicht zu weinen, nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüſte geführt wird — nennen ſie das Ordnung; und ſchnellen Tod in langſame Qual des Kerkers verwandeln — das nennen ſie Milde.

— Ich eilte die Terraſſe hinauf, von wo man in die elyſäiſchen Felder herabſieht. Dort

ſetzte ich mich auf einen Traumſtuhl und meine Gedankenmühle, die wegen Froſt oder Dürre ſo lange ſtill geſtanden, fing gleich luſtig zu klappern an. Welch ein Platz iſt das! Es iſt eine Landſtraße der Zeit, ein Markt der Geſchichte, wo die Wege der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſich durchkreuzen. Da unten ſteht jetzt ein Marmor-Piedeſtal, auf welches man die Bildſäule, ich glaube Ludwig des Sechzehnten, hat ſtellen wollen. Die dreifarbige Fahne weht darüber. Es iſt noch nicht lange, daß Karl X. mit großer Feierlichkeit den Grundſtein dazu gelegt. Die Könige ſollten ſich doch nicht lächerlich machen und noch ferner den Grundſtein zu einem Gebäude legen. Sie thäten beſſer, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen Keiner. Wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die fürſtlichen Köche, wenn ſie Morgens vor ihren Töpfen ſtehen, einander fragen werden: wem decken wir das wohl

Mittags? und in ihrer philoſophiſchen Zerſtreuung manche Schüſſel verfehlen werden. . . . Was kam mir da oben nicht alles in den Sinn! Sogar fiel mir ein, woran ich ſeit zwanzig Jahren nicht gedacht: daß ich vor zwanzig Jahren in Wien geweſen. Es war ein ſchöner Tag wie heute, nur ein ſchönerer, denn es war am erſten Mai. Ich war im Augarten, welcher ſchöner iſt als die Tuilerien. Die Volksmenge dort war groß und feſtlich ausgebreitet, wie die hier. Doch heute bin ich alt und damals war ich jung. Meine Phantaſie lief umher wie ein junger Pudel, und ſie war noch gar nicht dreſſirt; ſie hatte noch nie etwas dem Morgenblatte oder ſonſt einem Zeitblatte apportirt. Sie diente nur ſich ſelbſt, und was ſie holte, holte ſie nur es als Spielzeug zu gebrauchen und ließ es wieder fallen. Und da fragte ich mich heute in den Tuilerien: damals, im Frühlinge des Lebens und der Natur, was dachteſt du mit

deinem kindischen Geiste, was fühltest du mit deinem jungen Herzen? Ich besann mich . . . auf nichts. Mir fiel nur ein, daß der Erzherzog Karl, und noch andere kaiserliche Prinzen öffentlich im Gartensale gefrühstückt, und daß sie unter andern Chokolade getrunken, und gleich darauf Spargel mit Buttersauce gegessen, worüber ich mich zu seiner Zeit sehr gewundert. Ferner: daß ich selbst gefrühstückt, und zwar ganz köstliche Bratwürstchen, nicht länger und dicker als ein Finger, die ich seit dem in keinem Lande mehr gefunden . . . Chokolade, Spargel, Bratwürste — das waren alle meine Jugenderinnerungen aus Wien! Es ist ein Wunder! Und erst heute in den Tuilerien lernte ich verstehen, daß man auch die Freiheit der Gedanken fesseln könne, wovon ich oft gehört, es aber nie habe fassen können.

Als nun die Frau kam und für ihren Stuhl zwei Sous einforderte, sah ich sie verwundert an und gab ihr zehen. Für diesen

Stuhl, dieſe Stunde, dieſe Ausſicht, dieſe Erinnerung hätte ich ein Goldſtück bezahlt. Das macht Paris ſo herrlich, daß zwar Vieles theuer iſt, das Schönſte und Beſte aber wenig oder gar nichts koſtet. Für zwei Sous habe ich meinem Zorn einen Schmaus gegeben, habe hundert Könige und ein großes Reich verſpottet, und Taſchen voll der ſchönſten Hoffnungen mit nach Hauſe gebracht.

— Es iſt drei Uhr, und die Raſenden im Roulette-Zimmer gegenüber ſtehen noch in dicken Kreiſen um den Tiſch. Das Fenſter nach der Straße iſt durch ein Drathgitter verwahrt. Die Unglücklichen dahinter ſehen wie wilde Thiere aus. Ich hoffe es iſt keiner darunter, der im Juli mitgefochten. Gute Nacht.

Siebenter Brief.

Paris, Dienstag den 21. September 1830.

Schreiben, Schriftstellern, Gedanken bauen — wie wäre mir das möglich hier? Der Boden wankt unter meinen Füßen, es schwindelt um mich her, mein Herz ist seekrank. Manchmal kömmt es mir selbst spaßhaft vor, daß ich die Sorgen eines Königs habe und so angstvoll warte auf die Entscheidung der Schlacht, als hätte ich dabei eine Krone zu gewinnen oder zu verlieren. Ach, wäre ich doch König nur einen kurzen Monat! Wahrlich, ich wollte keine Sorgen haben, aber geben wollte ich sie.

Die tägliche, ja allstündliche Bewähung der stärksten Denkreize macht die Menschen hier endlich stumpf und gedankenlos. Wenn es nicht so wäre, man ertrüge nicht Paris sein ganzes Leben durch. Die Erfahrung, die anfänglich bedächtig macht, macht später leichtsinnig, und so erkläre und entschuldige ich den Leichtsinn dieses Volkes. Wir Deutschen, die wir am längsten unter einem sanften Wolkenfreien Traumhimmel leben, sind rheumatisch, sobald wir wachen; wir spären jede Erfahrung und jeder Wechsel der Empfindung macht uns krank.

Diesen Mittag stand ich eine halbe Stunde lang vor dem Eingange des Museums, und ergötzte mich an der unvergleichlichen Beredtsamkeit, Geistesgegenwart und Keckheit eines Marktschreiers, der ein Mittel gegen Taubheit feil bot, und mehrere aus der umstehenden Menge, in Zeit von wenigen Minuten von dieser Krankheit heilte. Als ich unter dem herzlichsten Lachen fortging, dachte ich: mit diesem Spaße

ernährte ich mich den ganzen Tag. Und er dauerte keine drei Minuten lang, reichte keine dreißig Schritte weit!

Im Hofe des Louvre's begegnete ich einem feierlichen Trauerzuge, deſſen Spitze dort ſtill hielt, um ſich zu ordnen. Voraus ein Trupp Nationalgarden, welche dumpfe Trommeln ſchlugen, und dann ein unabſehbares Gefolge von ſtillen, ernſten, beſcheidenen, meiſtens jungen Bürgern, die paarweiſe gingen, und in ihren Reihen viele Fahnen und Standarten trugen, welche mit ſchwarzen Flören behängt, und deren Inſchriften von Immortellen und Lorbeeren bekränzt waren. Ich ſah, fragte und als ich die Bedeutung erfuhr, fing mein Blut, das kurz vorher noch ſo friedlich durch die Adern floß, heftig zu ſtürmen an, und ich verwünſchte mein Geſchick, das mich verurtheilte jeden Schmerz verdampfen zu laſſen wie eine heiße Suppe und ihn dann löffelweiſe hinunter zu ſchlucken. Wie glücklich iſt der Kämpfer in der

Schlacht, der seinen Schmerz, seinen Zorn kann ausbluten lassen und der keine andere Schwäche fühlt, als die dem Gebrauche der Kraft nachfolgt!

Es war eine Todesfeier für jene vier Unter-Officiere, welche in der Verschwörung von Berton der Gewalt in die Hände gefallen und als wehrlose Gefangene ermordet wurden. Heute vor acht Jahren wurden sie auf dem Greve-Platz niedergemetzelt, und weil es ein Mord mit Floskeln war, nannte man es eine Hinrichtung. Abends war Concert bei Hofe. Es ist zum rasend werden! Acht Jahre sind es erst und schon hat sich in Tugend umgewandelt, was damals für Verbrechen galt. Wenn man, wie es die Menschlichkeit und das Kriegsrecht will, auch die im Freiheitskampfe Besiegten in Gefangenschaft behielte, statt sie zu tödten, dann lebten jene unglücklichen Jünglinge noch. Mit welchem Siegesjubel wäre ihr Kerker geöffnet worden, mit welchem Entzücken hät-

ten sie das Licht, die Luft der Freiheit begrüßt! Könige sind schnell, weil sie wissen, daß es keine Ewigkeit gibt für sie, und Völker sind langsam, weil sie wissen, daß sie ewig dauern. Hier ist der Jammer. Wie damals, als ich die fluchwürdige Hinrichtung mit angesehen, so war auch heute mein Zorn, weniger gegen den Uebermuth der Gewalt, als gegen die niederträchtige Feigheit des Volkes gerichtet. Einige Tausend Mann waren zum Schutze der Henkerei versammelt. Diese waren eingeschlossen, eingeengt von Hundert tausend Bürgern, welchen allen Haß und Wuth im Herzen kochte. Es war kein Leben, kaum eine Wunde dabei zu wagen. Hätten sie sich nur so viel bemüht, als sie es jeden Abend mit Fröhlichkeit thun, sich in die Schauspielhäuser zu drängen; hätten sie nur rechts und links mit den Ellenbogen gestoßen: die Tyrannei wäre erdrückt und ihr Schlachtopfer gerettet worden. Aber die abergläubische Furcht

vor der Soldatenmacht! Warum thaten ſie nicht damals ſchon, was ſie acht Jahre ſpäter gethan? Es iſt zum Verzweifeln, daß ein Volk ſich erſt berauſchen muß in Haß, ehe es den Muth bekömmt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher ſein Herz findet, bis es den Kopf verloren.

Mit ſolchen Gedanken ging ich neben dem Zuge her und begleitete ihn bis auf den Greve-Platz. Dort ſchloſſen ſie einen Kreis, und Einer ſtellte ſich auf eine Erhöhung und ſchickte ſich zu reden an. Ich aber ging fort. Was an dieſem Orte und über ſolche jammervolle Geſchichten zu ſagen iſt, war mir bekannt genug. Ich ging die neue Kettenbrücke hinan, die jetzt vom Greve-Platze hinüberführt und ſetzte mich auf eine der Bänke dort, um auszuruhen. Ich ſah den Strom hinab, maß die kurze Entfernung zwiſchen dem Louvre, wo Frankreichs Könige herrſchten, und dem Revolutions-Platze, wo ſie gerichtet wurden von ih-

rem Volke, und ich erſtaunte, daß die Gerechtigkeit, wenn auch eine Schnecke, ſo lange Zeit gebrauchte, dieſen kurzen Weg zurückzulegen. Zwiſchen der Bartholomäus-Nacht und der Eroberung der Baſtille ſind mehr als zwei Jahrhunderte verfloſſen. Heillos wuchert die Rache der Könige; aber die edle Rache der Völker hat niemals Zinſen begehret! Man kann ungeſtört träumen auf dieſer Brücke. Sie iſt nur für Fußgänger, und ſo oft einer darüber ging, zitterte die Brücke unter mir und mir zitterte das Herz in der Bruſt. Hier, hier an dieſer Stelle, wo ich ſaß, fiel in den Juli-Tagen ein edler Jüngling für die Freiheit. Noch iſt kein Winter über ſein Grab gegangen, noch hat kein Sturm die Aſche ſeines Herzens abgekühlt. Die Königlichen hatten den Greve-Platz beſetzt, und ſchoſſen über den Fluß, die von jenſeits andrängenden Studenten abzuhalten. Da trat ein Zögling der polytechniſchen Schule hervor, und ſprach: „Freunde, wir müſſen die Brücke

erstürmen. Folgt mir! Wenn ich falle gedenket meiner. Ich heiße d'Arcole; es ist ein Name guter Vorbedeutung. Hinauf!" Er sprach's und fiel von zehn Kugeln durchbohrt. Jetzt liest man in goldnen Buchstaben auf der Pforte, die sich über die Mitte der Brücke wölbt: Pont d'Arcole, und auf der andern Seite: le 28 Juillet 1830. Für Ossians Aberglauben hätte ich in dieser Stunde meine ganze Philosophie hingegeben. Wie hätte es mich getröstet, wie hätte ich mich versöhnt mit dem zürnenden Himmel, hätte ich glauben können: um stille Mitternacht schreitet der Geist des gefallenen Helden über die Kettenbrücke, setzt sich auf die eiserne Bank, und schaut hinauf nach seinem goldnen Namen, der im Glanze des Mondes blinkt. Dann vernehmen die am Ufer wohnen ein leises seliges Jauchzen, süß wie sterbender Flötenton und sagen: das ist d'Arcole's Freude.

Tugend, Entſagung, Aufopferung — ich habe dort viel darüber nachgedacht. Soll man, oder ſoll man nicht? Der Ruhm; er iſt ein ſchöner Wahnſinn, aber doch ein Wahnſinn, Nun, wenn auch! Was heißt Vernunft? Der Wahnſinn Aller. Was heißt Wahnſinn? Die Vernunft des Einzelnen. Was nennt Ihr Wahrheit? Die Täuſchung, die Jahrhunderte alt geworden. Was Täuſchung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt. Iſt es aber die letzte Minute unſeres Lebens, folgt ihr keine andere nach, die uns enttäuſcht, dann wird die Täuſchung der Minute zur ewigen Wahrheit. Ja, das iſt's. O ſchöner Tod des Helden, der für einen Glauben ſtirbt! Alles für Nichts gewonnen. Die Zukunft zur Gegenwart machen, die kein Gott uns rauben kann; ſich ſicher zu ſtellen vor allen Täuſchungen; unverfälſchtes, ungewäſſertes Glück genießen; die Freuden und Hoffnungen eines ganzen Lebens in einen, einen Feuertropfen brin-

gen, ihn koſten und dann ſterben — ich habe es ausgerechnet bis auf den kleinſten Bruch — es iſt Verſtand darin!

Ich ging auf der andern Seite zurück. Dort fragte mich ein Bürger, der das Gedränge auf dem Greve-Platz bemerkte: Est-ce que l'on guillotine? Ich antwortete: au contraire, on déguillotine. „Wird guillotinirt?" Iſt das nicht köſtlich gefragt? Ich glaube, daß ich darüber gelacht.

Achter Brief.

Paris, den 28. September.

Es ist gräßlich, es ist zu gräßlich, was in Brüssel geschieht! Was Paris im Juli gesehen, war Tändelei dagegen. Man könnte rasend werden über die Niederträchtigkeit der Fürsten. Und der König von Holland ist noch einer der bessern. Männer erwürgen, weil sie sich nicht länger wie Schulbuben wollen behandlen lassen, über den Köpfen ihrer wehrlosen Weiber und Kinder die Dächer mit vergiftetem Feuer, mit Congreviſchen Raketen anzünden — das ist die väterliche Liebe der Väter des Volkes, so thun sie sie kund! Ein Brüs-

ſeler Zeitungsſchreiber fragt: „Wie viele Leichen braucht denn eigentlich ein König, damit er mit Behaglichkeit in ſeine Hauptſtadt einziehe?“ Unglückſeliger Spötter! Wie viele Leichen braucht Ihr denn, bis es euch unbehaglich wird, und ihr die Geduld verliert mit euren Unterdrückern? Sie machen es noch lange nicht arg genug. Ich habe kein Mitleid mit den Belgiern, mit keinem Volke. Tu l'as voulu, tu l'as voulu, George Dandin! Der Prophet Samuel hat ſie ſchon vor drei Tauſend Jahren gewarnt. Sie haben nicht hören wollen, ſie mögen fühlen. . . .

Geſtern habe ich zum erſten Male unſern König geſehen — unſern König, den wir gemacht haben. Es wird ſich zeigen, ob wir geſchickter ſind als Gott, der die frühern Könige gemacht hat, wie Kunſtkenner behaupten. Er zeigte ſich auf einer offenen Gallerie im Palais-Royal und wurde vom Volke mit wahrer Herzlichkeit begrüßt. Sie lachten ihn an, ließen

ihn hoch leben und es schien mir alles aus der innersten Seele zu kommen. Ich stimmte mit ein. Man liebt gern, wenn es einem nicht gar zu sauer gemacht wird.

So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir diese freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefsteak holen lassen. Habe ich sie endlich einmal, die Fürsten Reuß, Greiz, Schleiz und wie sie sonst heißen! Ist der Tag der Rache endlich erschienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben sie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein, und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin seyn, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich, und sich von einander zu unterscheiden, sind sie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der

Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Ein-Mal-Eins geht nicht weiter, und das sollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächste Ostern-Prüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein sanfter Lehrer, Doctor Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, sagte er mit feiner Kindbetterin-Stimme: das ist auch nützlich; aber mit der vaterländischen Geographie muß man den Grund legen. Nun schwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß wenn ich jetzt auf der Stelle nach Cairo reisen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Reuß, müßte ich erst hinüber und herüber im Postbuche nachschlagen. In welchem Theile von Deutschland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber so viel weiß ich, daß man Gera mit allen seinen Einwohnern in die Ri-

chelieu-Straße ſtellen könnte. Jetzt ſtellen Sie ſich vor, daß dieſe kleine Stadt, zwei oder gar drei Fürſten hat, die ſie gemeinſchaftlich beherrſchen. Iſt es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es iſt ſchon mit einem Fürſten nicht auszuhalten. Der Doctor Schapper hat aber einen guten vaterländiſchen Grund in mir gelegt! Er wird ſich freuen, wenn er es erfährt.

Freitag den 1. October.

— Cotta will hier in Paris eine Zeitung herausgeben, wie mir eben D. erzählte, an den er ſich vorläufig deswegen gewendet. Wenn es nur zur Ausführung kömmt — es wäre himmliſch. Hundert deutſche Miniſter würden darüber verrückt werden. Was könnte dieſer Mann mit ſeinem Reichthume, ſeiner Thätigkeit, ſeinem Geſchäftskreiſe und ſeinen Verbindungen nicht alles wirken, wenn er wollte!

Er allein verſteht es, wie man die furchtſamen Federn beherzt macht, und die verborgenſten Schubladen der Geheimnißkrämer öffnet. Wenn ich an die Cenſur denke, möchte ich mit dem Kopfe an die Wand rennen. Es iſt zum Verzweifeln. Die Preßfreiheit iſt noch nicht der Sieg, noch nicht einmal der Kampf, ſie iſt erſt die Bewaffnung; wie kann man aber ſiegen ohne Kampf, wie kämpfen ohne Waffen? Das iſt der Zirkel, der einen toll macht. Wir müſſen uns mit nackten Fäuſten, wie wilde Thiere mit den Zähnen, wehren. Freiwillig gibt man uns nie die Preßfreiheit. Ich möchte unſern Fürſten und ihren Rathgebern nicht Unrecht thun, ich möchte nicht behaupten, daß bei allen und überall, der böſe Wille, alle Mißbräuche, welche durch die Preſſe offenkundig würden, fortzuſetzen, Schuld an der hartnäckigen Verweigerung der Preßfreiheit ſei; das nicht. Wenn ſie regierten wie die Engel im Himmel und auch der anſpruchsvollſte Bürger nichts

zu klagen fände: sie würden doch Preßfreiheit versagen. Ich weiß nicht — sie haben eine Eulen-Natur, sie können das Tageslicht nicht ertragen; sie sind wie Gespenster, die zerfließen, sobald der Hahn kräht.

— Die Frankfurter Bürgerschaft wäre ja rein toll, wenn sie dem Senate die Anwerbung von Schweizertruppen bewilligte. Das gäbe nur eine Leibwache für die Bundesversammlung und die steckt gewiß hinter dem Plane.

— Merkwürdig sind die Hanauer Geschichten! Wer hätte das erwartet? Kann sich die Freiheit in der Nähe von Frankfurt bewegen? Es gibt irgendwo einen See von so giftiger Ausdünstung, daß alle Vögel, die darüber fliegen, gleich todt herabfallen. So erzählt man, aber ich glaube es nicht.

— Es hat sich hier seit einiger Zeit eine religiöse Gesellschaft gebildet, welche die Lehren des St. Simon zu verbreiten sucht. Ich habe früher nie etwas von diesem Simon ge-

hört. Es werden Sonntags Predigten gehalten. Wie man mir erzählt, ſoll gleiche Vertheilung der Güter eine der Grundlehren ſeyn. Die Geſellſchaft zählt ſchon viele Anhänger und der Sohn meines Banquiers gehört zu den eifrigſten Mitgliedern. Wenn ich Geld bei ihm hole, und ich ihm einen Wechſel anbiete, wird er mir gewiß ſagen: das iſt ja gar nicht nöthig, ſein Geld ſei auch das meinige. Ich freue mich ſehr darauf.

Geſtern habe ich die Giraffe geſehen, die in einem Gehege frei umhergeht. Ein erhabenes Thier, das aber doch viel Lächerliches hat; eine tölpelhafte Majeſtät. Man muß oft lange warten, bis es ihr gefällig iſt, die Beine aufzuheben und ſich in Bewegung zu ſetzen. Gewöhnlich ſteht ſie ſtill, an Bäumen oder an der Mauer eines dort befindlichen Gebäudes und benagt die oberſten Zweige oder das Dach. Das Thier ſieht ſehr metaphyſiſch aus, lebt mit dem größten Theile ſeines Weſens in der

Luft, und ſcheint die Erde nur zu berühren, um ſie verächtlich mit Füßen zu treten. In dem nehmlichen Gehege befanden ſich auch noch andere Thiere, melancholiſche Büffel und ſonſtige. Zuweilen gingen dieſe unter dem Bauche der Giraffe weg, und dann ſah es aus wie Schiffe, die unter einem Brückenbogen hinfuhren.

Neunter Brief.

Paris, Mittwoch den 6. October 1830.

Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutschen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, sondern Maasregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatze entfernt bin, so hat mir Ihr brutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte, doch die größte Gemüthsbewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigsten und gu-

meinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt, sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob sich ein Censor findet, der das wegstreicht. Die alten Künste, in jedes aufrührerische Land fremdes Militär zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einsicht kommen, daß alle Deutsche seine Landsleute sind, und wird nicht länger um Tagelohn ein Vater- und Brudermörder seyn. Alle alte Dummheiten kommen wieder zum Vorschein, nicht eine ist seit funfzehn Jahren gestorben. So habe ich in deutschen Blättern gelesen, man habe entdeckt,

daß eine geheime Gesellschaft die revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man sei den Rädelsführern auf der Spur. Die schlauen Füchse!

— Gestern Abend war ich bei Lafayette, der jeden Dienstag eine Soiree gibt. Wie es da zuging, davon kann ich Ihnen schwer eine Vorstellung geben; man muß das selbst gesehen haben. In drei Salons waren wohl drei Hundert Menschen versammelt, so gedrängt, daß man sich nicht rühren konnte, aber im wörtlichsten Sinne nicht rühren. Lafayette, der 73 Jahre alt ist, sieht noch ziemlich rüstig aus. Er hat eine sehr gute Physionomie, ist immer freundlich und drückt jedem die Hand. Wie es aber der alte Mann den ganzen Abend in dem Gedränge und in der Hitze aushält, ist mir unbegreiflich. Dazu muß man ein Franzose seyn. Als man ihm die Nachrichten aus . . . mittheilte, schien er sehr vergnügt und lachte. Ich habe den Abend viele Leute ge-

ſprochen, die ich natürlich nicht alle kenne. Auch viele Deutſche waren da, junge Leute, die ſehr revolutionirten. Die ganze Geſellſchaft würde im Oeſterreichiſchen gehenkt werden, wenn man ſie hätte. Es geht da ſehr ungenirt her, ja ungenirter als im Kafferhauſe. Und dabei hat man die Erfriſchungen umſonſt. Ich ging ſchon um zehn Uhr weg. Da waren noch die Treppen bedeckt von Leuten, die kamen. Wie die aber Platz finden mochten, weiß ich nicht. Es waren auch zwei Sophas mit Frauenzimmern da, meiſtens Nordamerikanerinnen. Talleyrand war neulich, ehe er nach London abreiſte, in Lafayette's Salon; es hat aber kein Menſch mit ihm geſprochen. Ich ſprach unter andern zwei Advocaten, welche die Vertheidigung der angeklagten Miniſter übernommen. Sie ſagten, die Sache ſtände ſchlimm mit ihren Klienten und ſie ſtänden in Lebensgefahr. Sie wären aber auch ſo dumm, daß ſie nicht einmal ſo viel Verſtand gehabt hätten, zu entwi-

ſchen, was die Regierung ſehr gern geſehen hätte. Jetzt ſei es zur Flucht zu ſpät. Der Kommandant in Vincennes, wo die Miniſter eingeſperrt ſind, ſei ſtreng und laſſe nicht mit ſich reden. Man erzählte auch von einem Bauern-Aufſtand in Hanau. Wiſſen Sie etwas davon.

— Ihre Briefe machen mir eigentlich nur Freude ehe ich ſie aufmache, und in der Erwartung, daß ſie recht groß ſind. Aber einmal geöffnet iſt auch alles vorüber. In einer Minute habe ich ſie geleſen, es iſt das kürzeſte Vergnügen von der Welt. Ich werde durch Ihre langen Buchſtaben und geſtreckten Zeilen ſehr übervortheilt. Ihre ganzen Briefe brächte ich in zwanzig Zeilen. Was können Sie aber dafür? Ihre Freundſchaft reicht nicht weiter.

— Was mag jetzt nicht in Deutſchland alles vorgehen, was man gar nicht erfährt, weil es nicht gedruckt werden darf! Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutſcher

Jünglinge, die alle revolutioniren möchten. Es ist aber mit den jungen Leuten gar nichts anzufangen. Sie wissen weder was sie wollen, noch was sie können. Gestern traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbarte und einer sehr kecken und geistreichen Physionomie. Dieser war von *** wo er wohnt, als dort die Unruhen ausgebrochen, hierhergekommen, hatte Lafayette, Benjamin Constant, Quiroga und andere Revolutionshäupter besucht und um Rath gefragt, gerade als hätten diese Männer ein Revolutionspulver, das man den Deutschen eingeben könnte.

— Was sagen Sie dazu, daß die Todesstrafe abgeschafft werden soll, vor jetzt wenigstens bei politischen Vergehen? Ist das nicht schön? Und das geschieht nur in der Absicht, die angeklagten Minister zu retten. Und nicht etwa die Regierung allein will das; sondern der bessere Theil des Volkes selbst. Diese Woche kam eine Bittschrift von hundert bles-

sirten Bürgern, die alle die Abschaffung der Todesstrafe fordern, an die Kammer. Mich rührte das sehr, daß Menschen, welche von den Ministern unglücklich gemacht worden, um das Leben ihrer Feinde bitten. Wenn man bei unserer lieben Deutschen Bundesversammlung um die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Bescheid bekommen! Und doch, wenn sie klug wären, sollten sie schon aus Egoismus die alten blutigen Gesetze mildern. Heute noch haben sie die Macht, wer weiß wie es morgen aussieht.

Zehnter Brief.

Paris, den 19. October 1830.

Seit gestern bin ich in meiner neuen Wohnung. Ich wollte sie schon Freitag beziehen, aber meine Wirthin, eine junge hübsche Frau, machte eine ganz allerliebste fromme Miene, sagte: c'est vendredi und bat mich meinen Einzug zu verschieben. Ich bot ihr an, alles Unglück, was daraus entstehen könnte, auf mich allein zu nehmen, doch sie gab nicht nach. Man sagte mir, dieser Aberglaube sei hier in allen Ständen sehr verbreitet. Es gibt zum Transporte der Möbel beim Ein- und Aus-

ziehen eine eigene Anſtalt, ein beſonderes Fuhrweſen. Bei den häufigen Wohnungsveränderungen, die hier ſtatt finden, ſind jene Wagen nicht täglich zu haben, man muß oft Wochen lang vorher ſeine Beſtellung machen. An den Freitagen aber ſind ſie unbeſchäftigt, weil da Niemand ſein Haus wechſeln will. Sollte man das von Pariſern erwarten?

Geſtern am achtzehnten October, am Jahrestage der Leipziger Schlacht und der Befreiung Deutſchlands, fing es mich zu frieren an, und da ließ ich zum erſtenmale Feuer machen. Jetzt brennt es ſo ſchön hell im Kamine, daß mir die Augen übergehen. Der Preis des Holzes iſt ungeheuer. Man kann berechnen, wie viel einem jedes Scheit koſtet; die Aſche iſt wie geſchmolzenes Silber. Dabei gedachte ich wieder mit Rührung meines, nicht theuern, ſondern im Gegentheile wohlfeilen Vaterlandes. Als meine Wirthin mich ſeufzen hörte und ſah, wie ich aus Oekonomie die Hände über den

Kopf zusammenschlug, tröstete sie mich mit den Worten: mais c'est tout ce qu'il y a de plus beau en bois! Diese kleine Frau gibt einem die schönsten Redensarten, aber sie sind kostspielig. Den Miethpreis der Zimmer, den ich zu hoch fand, herabzustimmen, gelang aller meiner Beredsamkeit nicht. Sie widerlegte mich mit der unwiderleglichen Bemerkung: Der englische Ort sei doch ganz allerliebst — mais vous avez un lieu anglais qui est charmant. Die reichen Engländer setzen viel Gewicht darauf, und der arme Deutsche muß das mit bezahlen.

Ich habe mit einigen deutschen Zeitungs-Redakteuren Verbindungen angeknüpft, um eine Correspondenz zu übernehmen, die mir das allerschönste Holz und den anmuthigsten aller englischen Orte bezahlen helfe; es ist aber nichts zu Stande gekommen. Die Einen und die Andern wollten nicht Geld genug hergeben, oder können auch nicht mehr, bei den armseligen

Verhältniſſen, in welchen ſich die meiſten deutſchen Blätter befinden. Die Hamburger Zeitung, welche, da ſie einen bedeutenden Abſatz hat, mir meine Forderungen vielleicht bewilligt hätte, machte mir die Bedingung, ich müßte mich auf Thatſachen beſchränken und dürfe nicht raiſonniren. Da ich aber nicht nach Frankreich gereiſt bin, um ein Stockfiſch zu werden, ſondern gerade wegen des Gegentheils, brach ich die Unterhandlung ab.

— — Eine ganze Stunde habe ich das Schreiben unterbrochen und darüber von dem langen Briefe, den ich im Kopfe hatte, den größten Theil vergeſſen. Mich beſchäftigte eine Kritik meiner geſammelten Schriften, welche in den neueſten Blättern der Berliner Jahrbücher ſteht, und die mir ein Freund zugeſchickt. Es darf Sie nicht wundern, daß ich mich dadurch zerſtreuen ließ; mit einer Recenſion könnte man einen Schriftſteller ſelbſt vom Sterben abhalten. Ich bin mit meinem Kritiker ſehr zufrieden,

und alles, was er sagt, hat mir Freude gemacht. Er lobt mich von Herzen und tadelt mich mit Verstand. So oft von meinen politischen Ansichten und Gesinnungen die Rede ist, stellt er sich freilich an als verstände er mich nicht und widerspricht mir; doch wird es keinem Leser entgehen, wie das gemeint ist. Im Grunde denkt Herr Neumann (so heißt der Berliner Recensent) ganz wie ich; aber ein königlich Preußischer Gelehrter muß sprechen wie der Herr von Schuckmann. Das ist das Preußenthum, das ist die protestantische Oesterreichische Politik. Das ist, was ich in meiner Brochüre über die Berliner Zeitung alles vorhergesagt.

— Vor einigen Tagen war ich zum ersten Male im Theater, und zwar in meinem geliebten Variétés. Ich wurde den Abend um einige Pfunde leichter, was bei einem deutschen Bleimännchen, wie ich eins bin, schon einen großen Unterschied macht. Es wird einem

dabei ganz tänzerlich zu Muthe, die Füße erheben sich von selbst und man könnte sich nicht enthalten, selbst Hegel zu einem Walzer aufzufordern, wenn er gerade in der Nähe stände. Ich habe meine Freude daran, wie sich das leichtsinnige Volk alles so leicht macht. Sie schreiben schneller ein Stück, als man Zeit braucht, es aufführen zu sehen. Kaum waren acht Tage nach der Revolution verflossen, als schon zwanzig Komödien fertig waren, die alle auf das Ereigniß Bezug hatten. Gewöhnlich ist kein gesunder Menschenverstand darin, aber wozu auch? Ist nicht jedes Volk ein ewiges Kind und brauchen daher Volks-Schauspiele Verstand zu haben? Alle diese Gelegenheitsstücke sind nun jetzt wieder von der Bühne verschwunden, — „die Todten reiten schnell" — und ich eilte mich daher, eins der wenigen übrig gebliebenen noch auf seiner Flucht zu erhaschen. Ich sah Mr. de la Jobardière. Das ist einer von den altadeligen geräucherten Namen,

die ſchon Jahrhunderte im Schornſteine hängen, und jetzt von der jungen Welt herabgeholt und gegeſſen werden. Der alte Edelmann iſt ein guter Royaliſt, lang und hager und ſehr gepudert. Seine Frau iſt eine gute Royaliſtin, dick und rund und geſchminkt. Der junge Hausarzt — verſteht ſich ein Bürgerlicher — iſt in die Tochter verliebt. Jetzt kommt der Vorabend der Revolution. Der Arzt, ein Patriot, gibt den Eltern ſeiner Geliebten, theils um ihnen die Unruhe zu erſparen, theils um ihnen eine Ueberraſchung zu bereiten, Opium ein, ſo daß ſie während der drei Revolutionstage ſchlafen und erſt am dreißigſten Juli aufwachen, da Karl X. ſchon auf dem Wege nach Rambouillet war. Der Royaliſt, im Schlafrocke, nimmt, wie gewöhnlich beim Frühſtücke, ſeine Zeitungen vor. Da findet er ein Blatt la Révolution, ein anderes le Patriote genannt, Blätter die während ſeinem Schlafe erſt entſtanden waren. Er reibt ſich die Augen und

klingelt ſeinem Bedienten. Dieſer tritt wie ein Bandit mit Säbel und Piſtolen bewaffnet herein und trägt einen Gensd'arme-Hut auf dem Kopfe. Der Royaliſt fragt, ob er verrückt geworden, und als er von ihm die Erzählung der vorgefallenen Ereigniſſe vernimmt, fängt er an an ſeinem eignen Kopf zu zweifeln und ſchickt nach dem Arzte. Bald erſcheint dieſer in der Uniform eines Nationalgarden-Officiers und beſtätigt alles. Der Royaliſt wankt, aber ſeine feſtere Frau will noch nichts glauben, ſagt: Der König verjagt — das könne nur ein Misverſtändniß ſeyn, und ſie wolle in die Fauxbourg St. Germain gehen und Erkundigungen einziehen. Sie geht fort, kehrt nach einer Weile zurück und zwar mit einer dreifarbigen Kokarde, groß wie ein Wagenrad auf der Bruſt, und ſagt, leider ſei alles wahr. Das royaliſtiſche Ehepaar tröſtet ſich aber ſehr bald, und iſt der ſehr vernünftigen Meinung, ein König ſei wie

der andere, der Herzog von Orleans sei König und darum das Unglück nicht so groß. Le Roi est mort, vive le Roi! schreien sie und der Arzt bekommt die Tochter. Ist das nicht eine prächtige Erfindung?

Der dreißigste Juli war auch der Himmelfahrts-Tag Napoleons. Seitdem wird er als Gott angebetet. Ich sah la redingote grise. Es ist die bekannte Geschichte von der sogenannten kaiserlichen Großmuth gegen die Prinzessin Hatzfeld in Berlin. Der Theater-Lieferant hatte den Verstand, Napoleon nichts sprechen zu lassen. Er erscheint als Graumännchen auf einige Minuten, und verschwindet dann wieder. Es ist recht schauerlich.

Die unheilige Dreieinigkeit vollständig zu machen, erschien nach der Volks-Souveränität und Buonaparte, am nehmlichen Abende der leibhaftige Teufel selbst auf der Bühne, unter Voltaire's Gestalt. Das Vaudeville heiß Vol-

taire chez les Capucins. Das Stück spielt in einem Capuziner-Kloster, worin Voltaire als ungekannter Gast eingekehrt war. Es sind heuchlerische Pfaffen, die dort ihr Wesen treiben. Voltaire entdeckt ihre Schelmereien, ihre geheimen Liebschaften, ihre Ränke und Missethaten; er schürt das Feuer, und schwelgt ganz selig in Schadenfreude und Bosheit. Es war eine Lust, wie gut ihn der Schauspieler dargestellt — aber gottlos, sehr gottlos.

— Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verstand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächsten Frühlinge ganz Europa in Flammen stehen wird, und daß nicht blos die Staaten über den Haufen fallen werden, sondern auch der Wohlstand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren Lustbarkeiten laden die Fürsten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über sie kömmt,

bitten ſie auch ihre Bürger zu Gaſte. Dafür ſorgen ſie voraus, zu dieſem edlen Zwecke machen ſie Staatsſchulden. Wir können ſtolz darauf ſeyn; es iſt eine große Ehre in ſo vornehmer Geſellſchaft zu jammern.

Eilfter Brief.

Paris, den 30. October 1830.

Ich Unglücklichſter muß meine Wohnung von neuem wechſeln. Der Kamin raucht, und der Fußboden, obzwar parquetirt, iſt von einer beleidigenden Kälte. Nicht ohne Grobheit machte ich meiner ſchönen Wirthin Vorwürfe, daß ſie mir die geheimen Fehler der Zimmer verſchwiegen. Sie ſtellte ſich ganz überraſcht und erwiederte: das wäre ihr unbegreiflich; ein junger Spanier habe doch zwei Winter bei ihr gewohnt und ſich nie über das Geringſte beſchwert. Das will ich wohl glauben! Ich ließ mich

durch die schönsten französischen Versprechungen von Teppichen und Kamin-Verbesserungen nicht täuschen, kündigte sogleich auf und ging fort, mich nach einer andern Wohnung umzusehen. Als ich unten von der Straße nach meinem geöffneten Fenster hinaufsah, bemerkte ich, daß mein Wohnzimmer über dem Thorweg liegt, und die Kälte des Fußbodens gar nicht zu heilen ist. Das war mir entgangen, sowohl beim Miethen als während der vierzehn Tage, daß ich im Hause wohne. Und doch bin ich Doktor der Philosophie! Wie dumm mögen erst gewöhnliche Menschen seyn, die von Fichte und Schelling nie ein Wort gelesen! Ich schämte mich im Stillen und nahm mir fest vor, mich nie mehr mit Staatsreformen zu beschäftigen.

— Eine Flinte möchte ich haben und schießen. Mit guten Worten, das sehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünsche, daß es Krieg gäbe, und der kränkelnde Zustand der Welt in eine kräftige Krankheit

übergehe, die Tod oder Leben entscheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtmeisterei in Deutschland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menschen das Gegentheil; ich werde Recht behalten. Dem deutschen Bürgerstande wird Angst gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet sich, stellt sich in seiner viehischen Dummheit unter das Commando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die National-Garde hält ihn im Zaum, läßt sich aber nicht zum Besten haben, sondern vertheidigt und beschützt nur seine eignen Rechte und seinen eignen Vortheil. Heute las ich in einer hiesigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu sechszehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil man bei einem Volksaufsaufe ein Messer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was natürliches und gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Messer bei sich führe!

Auch hat man einen Grafen Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben ſoll, arretirt, und nach Berlin geführt. Es verſteht ſich, daß die deutſchen Zeitungen nicht Graf Schulenburg ſchreiben durften, ſondern nur Graf S. Nur in den franzöſiſchen Blättern war der Name ausgeſchrieben. Ich zweifle zwar nicht daran, daß es in Deutſchland Menſchen gibt, die aus Patriotismus oder Muthwillen das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben ſie die verſchiedenen Inſurrektionen nicht herbei geführt, ſondern höchſtens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verſtocktheit, werden glauben oder ſich anſtellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen Schuld, und wenn ſie nun dieſe in ihre Gewalt bekommen, werden ſie denken, alles ſei geendigt, auf die Klagen des Volkes ferner keine Rückſicht nehmen, und in die alte Lage zurück fallen. Nur Krieg kann helfen.

Vor einigen Tagen ſtand in einem hieſigen

Blatte ein sehr merkwürdiger Brief aus Deutschland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich diese Unruhen angefacht habe und wozu er sie habe benutzen wollen. Er gedachte nehmlich, die bairischen Truppen und die der andern süddeutschen Staaten, unter dem Vorwande, sie zur Dämpfung der ausgebrochenen Insurrektionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und dadurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König von Baiern habe aber den Plan durchschaut und ihn vereitelt. Der Bericht ist sehr interessant und ist, wie mich Einer versicherte, von Herrn von Hormayr in München eingesandt. Dieser war früher in Wien angestellt und ist ein großer Feind von Metternich. Es ist sehr traurig, daß in deutschen Blättern der genannte Artikel nicht erscheinen darf, und er daher gar nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die Liberalen in Baiern suchten den König zu re-

volutioniren, daß er ſich an die Spitze der Bewegung ſtelle und ſich zum Herrn von Deutſchland mache. Die Sache iſt gar nicht unmöglich. Ueberhaupt ſollen geheime Geſellſchaften, beſonders der alte Tugendbund, gegenwärtig wieder ſehr thätig ſeyn. Mit geheimen Geſellſchaften möchte ich nichts zu ſchaffen haben, am wenigſten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heilloſe Prellerei angelegt hat. Er wird von Ariſtokraten geleitet und hat ariſtokratiſche Zwecke, die man vor den dummen ehrlichen Bürgersleuten, die daran Theil nehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit der heiligen Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der heutige Conſtitutionel meldet, ein Corps deutſcher Bundestruppen von einem Naſſauer Generale commandirt, würde zuſammengezogen, und das Hauptquartier ſolle nach Frankfurt kommen. Haben Sie davon gehört? Das arme Frankfurt ſieht doch einer traurigen Zukunft

entgegen. Seit funfzehn Jahren iſt dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn dieſe einmal ihre Früchte trägt, wird es Frankfurt am erſten ſchmecken. Ich fange an einzuſehen, daß ich die deutſchen Verhältniſſe falſch beurtheilt. Ich habe den entgegengeſetzten Fehler der Miniſter, ich bekümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Perſonen. Mehrere unterrichtete Deutſche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß in Deutſchland alles zu einer Revolution reif ſei. Wann und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wiſſen; aber es werde losbrechen, und das bald.

— Victor Hugo's Hernani habe ich mit großem Vergnügen geleſen. Es iſt wahr, daß ich Werke ſolcher Art bei einem franzöſiſchen Dichter nach ganz andern Grundſätzen beurtheile, als ich es bei einem deutſchen Dichter thue. Das Ding an ſich kümmert mich da gar nicht; ſondern ich betrachte es blos in

ſeiner Verbindung, das heißt bei romantiſchen poetiſchen Werken, in ſeinem Gegenſatze mit der franzöſiſchen Nationalität. Alſo je toller je beſſer; denn die romantiſche Poeſie iſt den Franzoſen nicht wegen ihres ſchaffenden, ſondern wegen ihres zerſtörenden Prinzips heilſam. Es iſt eine Freude zu ſehen, wie die emſigen Romantiker alles anzünden und niederreißen, und große Karren voll Regeln und klaſſiſchem Schutte vom Brandplatze wegführen. Die Stockfiſche von Liberalen, deren Vortheil es wäre, die Zerſtörung zu befördern, widerſetzen ſich ihr, und dieſes Betragen iſt ein Räthſel, das ich mir ſeit zehen Jahren vergebens zu löſen ſuche. Die armen Romantiker werden von ihren Gegnern verſpottet und verfolgt, daß es zum Erbarmen iſt, und man kann ihre herzbrechenden Klagen nicht ohne Thränen leſen. Aber warum klagen ſie? Warum gehen ſie nicht ihren Weg fort, unbekümmert, ob man ſie lobe oder tadle? Ja, das iſt's eben. Sie ſind noch nicht ro-

mantisch genug; die Romantik ist nur erst in ihrem Kopfe, noch nicht in ihrem Herzen; sie glauben ein Kunstwerk müsse einen unbestrittenen Werth haben, wie eine Münze, und darum seufzen sie nach allgemeinem Beifall. Victor Hugo wiederholt in der Vorrede zu seinem Drama folgende Stelle aus einem Artikel, den er vor kurzem, als ein romantischer Dichter in der Blüthe seiner Jahre starb, in einem öffentlichen Blatte geschrieben hatte. Dieses Händeringen, dieses Wehklagen, dieser Lebensüberdruß — es ist gar zu wunderlich!

„Dans ce moment de mêlée et de tourmente littéraire, qui faut-il plaindre, ceux qui meurent ou ceux qui combattent? Sans doute, c'est pitié de voir un poète de vingt ans qui s'en va, une lyre qui se brise, un avenir qui s'évanouit; mais n'est-ce pas quelque chose aussi que le repos? N'est-il pas permis à ceux autour desquels s'amassent incessamment calomnies, injures, haines, jalou-

aies, sourdes menées, basses trahisons; hommes loyaux auxquels on fait une guerre déloyale; hommes dévoués qui ne voudraient enfin que doter le pays d'une liberté de plus, celle de l'art, celle de l'intelligence; hommes laborieux qui poursuivent paisiblement leur œuvre de conscience, en proie d'un côté à de viles machinatures de censure et de police, en lutte de l'autre, trop souvent, à l'ingratitude des esprits mêmes pour lesquels ils travaillent; ne leur est-il pas permis de retourner quelquefois la tête avec envie vers ceux qui sont tombés derrière eux, et qui dorment dans le tombeau? — —

Qu'importe toutefois? Jeunes gens ayons bon courage! Si rude qu'on nous veuille faire le présent, l'avenir sera beau. Le romantisme, tant de fois mal défini, n'est, à tout prendre, et c'est là sa définition réelle, que le libéralisme en littérature."

Was doch das Glück übermüthig macht!

Dieſe jungen Leute jammern und verwünſchen ſich das Leben, weil einige poetiſche Abſolutiſten nicht haben wollen daß ſie romantiſch ſind: Abſolutiſten, die doch keine andern Waffen haben als die Feder und den Spott, welchem man gleiche Waffen entgegenſetzen kann — und wir unglückſeligen Deutſchen, Alt und Jung, ſobald wir nur einen Augenblick aufhören romantiſch zu ſeyn und uns um die Wirklichkeit bekümmern wollen, werden geſcholten wie Schulbuben, geprügelt wie Hunde und müſſen ſchweigen und dürfen uns nicht rühren!

— Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutſchland die Preßfreiheit beſchränken. Wie ſie das aber anfangen wollen, möchte ich wiſſen. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Zwölfter Brief.

Paris, den 3. November 1830.

Ich habe bis jetzt noch sehr wenige Bekanntschaften gemacht, und wahrscheinlich werde ich es darin nicht weiter bringen, als das vorige Mal auch. Man mag sich anstellen wie man will, man fällt immer in sein Temperament zurück. Zu Menschenkennerei hatte ich immer die größte Unlust; meine sinnliche und mehr noch meine philosophische Trägheit hält mich davon zurück. Was die einzelnen Menschen der nehmlichen Gattung von einander unterscheidet, ist so fein, daß mich die Beobach-

tung anstrengt; es ist mir als sollte ich einen kleinen Druck lesen. Und wird man bezahlt für seine Mühe? Selten. Darum halte ich mich lieber an Menschenmassen und an Bücher. Da kann ich fortgehen, die kann ich weglegen, wenn sie mir nicht gefallen oder wenn ich müde bin. In Gesellschaften muß ich hören, was ich nicht Lust habe zu hören, muß sprechen, wenn ich nicht Lust habe zu sprechen, und muß schweigen, wenn ich reden möchte. Sie ist eine wahre Krämerei, die sogenannte gesellschaftliche Unterhaltung. Was man in Centnern eingekauft, setzt man lothweise ab. Wie selten trifft man einen Menschen, mit dem man en gros sprechen kann! Wem, wie mir, seine Meinungen zugleich Gesinnungen sind, wem der Kopf nur die Pairskammer ist, das Herz aber die volksthümlichere Deputirtenkammer, der kann sich nicht in Gesellschaften behaglich fühlen, wo der aristokratische Geist allein Gesetze gibt.

Drei, höchstens fünf Freunde, oder dann Markt oder ein Buch — so liebe ich es. Das ist die Philosophie meiner Trägheit. Dazu kömmt noch, daß ich, wie gewöhnlich auf meinen Reisen, ohne alle Empfehlungsbriefe hierher gekommen. Zwar braucht man sie in Paris weniger als an andern Orten, hier wird man leicht von einem Bekannten zu einem Unbekannten geführt und so geht es schnell fort; aber sich vorstellen zu lassen, mit anhören zu müssen, wer und was man ist, sich unverdient, und was noch schlimmer, sich verdient loben zu hören — das thut einem doch gar zu furios!

— Was sagen Sie zu Antwerpen? Ist es nicht ein Jammer, daß einem das Herz blutet? Ist je so eine Schändlichkeit begangen worden? .... Das ist nicht der und der Fürst, der es gethan, das ist nicht der König der Niederlande, der nicht der schlimmste Fürst ist; das ist die Fürstennatur, die sich hier

gezeigt, die wahnſinnige Ruchloſigkeit, die meint, ihrem perſönlichen Vortheile dürfe man das Wohl eines ganzen Volkes aufopfern. Es iſt nicht mehr zu ertragen und ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt ſo weit entfernt war. Sie ſollten heute nur (im Meſſager) de Potter's Glaubensbekenntniß leſen und wie er ſagt, der beſte Fürſt tauge nichts, und er wäre für eine Republik. Nie hat Einer ſo klar und wahr geſprochen.

— Was ſagt man denn in Frankfurt von der Peſt (Cholera morbus), die jetzt in Moskau herrſcht? Die Krankheit hat ſich von Aſien dort hin gezogen. Es iſt eine Geſchichte gar nicht zum Lachen. In der geſtrigen Zeitung ſteht, der engliſche Geſandte in Petersburg habe ſeiner Regierung berichtet, dieſe fürchterliche Krankheit werde ſich wahrſcheinlich auch über Deutſchland und weiter verbreiten. Das iſt wieder Gottes nackte Hand! Die Fürſten werden gehindert ſeyn, große Heere

zuſammenzuziehen und thun ſie es doch . . . . Es ahndet mir — nein ich weiß es, die Peſt wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte; ſie wird das trägſte und furchtſamſte Volk der Erde antreiben und ermuthigen. Peſt und Freiheit! Nie hat eine häßlichere Mutter eine ſchönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Noth lachen müſſen. Und das Alles um des monarchiſchen Prinzips, und das alles um eines Dutzends armſeliger Menſchen willen! Es iſt gar zu komiſch.

— Die Revüe, welche verfloſſenen Sonntag auf dem Marsfelde über die Nationalgarde gehalten wurde, gewährte einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick. Hundert tauſend Mann Soldaten, und wenigſtens eben ſo viel Zuſchauer; alle auf einem Platze, den man auf den angrenzenden Höhen ſo bequem überſieht. Was

mich besonders freute, war, daß hinter manchem Bataillon, auch ein kleiner Trupp uniformirter Kinder zum Spaße mit zog. Die Officiere hatten, wie ich bemerkte, oft ihre Noth zu kommandiren, die Buben kamen ihnen immer zwischen die Beine. Dann zogen auch die Blessirten vom Juli an dem Könige vorüber, und darunter auch zwei Weiber mit Flinten, die damals mitgefochten. Der König wurde mit großem Jubel empfangen. Der Kronprinz (Herzog von Orleans) dient als gemeiner Kanonier bei der Nationalgarde und stand den ganzen Tag bei seiner Kanone und legte die Hände an wie die Uebrigen. Den fremden Gesandten, die alle bei der Revüe waren, mußte die ganze königliche Pöbelwirthschaft doch wunderlich vorkommen. An den deutschen Höfen wird jeder Prinz, sobald er auf die Welt kömmt, gleich in ein Regiment eingeschrieben, um von unten auf zu dienen, und so während er in's Bett pißt, avancirt er immerfort, ist

im siebenten Jahre Lieutenant, im zehnten Obrist, und im achtzehnten General. Die Revûe dauerte von Morgens bis Abends; ich hatte natürlich nicht so lange Geduld. Wie es nur die Leute aushalten so lange auf den Beinen zu seyn. Um acht Uhr Morgens zogen sie aus, und es war acht Uhr Abends als die letzten Legionen noch über die Boulevards zogen. Viele Nationalgarden, um sich nicht zu ermüden, sind zur Revûe hingefahren, und die vielen Cabriolets und Omnibus, aus welchen auf beiden Seiten Flinten hervorsahen, gewährten einen seltsamen Anblick.

Heute ist das Ministerium geändert, wie Sie aus den Zeitungen erfahren werden. Thiers, der Verfasser einer Geschichte der französischen Revolution, wird Unter-Staats-Sekretair der Finanzen, also ohngefähr so viel als Minister. Ich kannte ihn früher. Er ist kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit als wir in Paris waren mit seinem Landsmann Mignet

hierher, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutſcher meiner Bekannten nahm ſich der jungen Leute an und wies ſie zurecht, und jetzt iſt der Eine Staatsrath, der Andere Miniſter! Was man hier ſein Glück macht! Möchte man nicht vor Aerger ein geheimer Hofrath werden! Es iſt gerade ſo als wäre der Heine Miniſter geworden oder der Menzel oder ich. Und was ſind wir?

Freitag, den 5. November.

Mittwoch Abend war ich bei Gerard, dem berühmten Maler, deſſen Salon ſchon ſeit dreißig Jahren beſtehet und wo ſich die ausgezeichnetſten Perſonen verſammeln. Es iſt eine eigentliche Nachtgeſellſchaft; denn ſie fängt erſt um zehn Uhr an, und man darf noch nach Mitternacht dahin kommen. Gerard iſt ein ſehr artiger und feiner Mann; aber er hat viel Ariſtokratiſches. (Ich mußte darüber lachen,

daß ich unwillkührlich aber schrieb.) Er sieht mir nicht aus, als hätte er je das Mindeste von unserm deutschen Kunst-Katzenjammer gefühlt. Ich möchte ihm einmal die Phantasieen eines Kunstliebenden Klosterbruders oder so ein anderes schluchzendes Buch zum Lesen geben — was er wohl dazu sagte! Ich fand dort die Dichterin Delphine Gay; den dramatischen Dichter Ancelot; Humboldt; Mayer-Beer; den Bildhauer David, der im vorigen Sommer in Weimar war, um Goethes Büste aufzunehmen; unsern Landsmann, den jungen Hiller, der hier als Komponist und Klavierspieler in großer Achtung steht; Vitet, den Schriftsteller, der unter dem Namen Stendthal schreibt und noch viele andere Gelehrte und Künstler. Ein armer deutscher Gelehrter wird gelb vor Aerger und Neid, wenn er siehet, wie es den französischen Schriftstellern so gut gehet. Außer dem vielen Gelde, das sie durch ihre Werke verdienen, werden sie

noch obendrein von der Regierung angeſtellt. Stendthal iſt eben im Begriff nach Trieſt abzureiſen, wo er eine Stelle als Conſul erhalten. Vitet ſchreibt ſogenannte hiſtoriſche Romane, die ſehr ſchön ſind: Henri III, les barricades, les états de Blois. Der hat jetzt eine Anſtellung bekommen, um die ich ihn beneide. Er iſt conservateur des monuments d'antiquité de la France. Dieſe Stelle beſtand früher gar nicht und der Miniſter Guizot, der Vitet protegirte, hat ſie erſt für ihn geſchaffen. Sein Geſchäft beſtehet darin, daß er jährlich ein paar Mal durch Frankreich reiſt und die alten Bauwerke aus der römiſchen Zeit und aus dem Mittelalter, Tempel, Waſſerleitungen, Amphitheater, Kirchen beſichtiget und darauf ſiehet, daß ſie nicht verfallen. Dafür hat er einen jährlichen Gehalt von funfzehn tauſend Franken und die Reiſekoſten werden beſonders bezahlt. Gäbe es eine angenehmere Stelle als dieſe für einen Menſchen wie ich bin, der faul iſt und

gern reist? Möchte man sich nicht den Kopf an die Wand stoßen, daß man ein Deutscher ist, der aus seiner Armuth und Niedrigkeit gar nicht heraus kommen kann? In Deutschland geschieht wohl manches für Kunst und Wissenschaft, aber für Künstler und Schriftsteller gar nichts. Hier vertheilt die Regierung jährliche Preise für die besten Werke der Malerei, der Bildhauerkunst, Lithographie, Musik und so für Alle. Der erste Preis besteht darin, daß der Gewinnende auf fünf Jahre lang, jährlich 8000 Franken erhält, und dafür muß er diese Zeit in Rom zu seiner Ausbildung zubringen. Einem Deutschen würde dieses Müssen in Rom leben komisch klingen, denn er ist lieber in Rom als in Berlin, Carlsruhe. Aber Franzosen erscheint dieses oft als Zwang, dann sie verlassen Paris nicht gern. So hat die vorige Woche ein junger Mensch, Namens Berlioz, den ersten Preis der musikalischen

Compoſition erhalten. Ich kenne ihn, er gefällt mir, er ſiehet aus wie ein Genie. Geſchiehet je ſo etwas bei uns? Denken Sie an Beethoven. O! ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutſcher Erde, daß ich ſie hinunterſchlucke. Das iſt ohne dies gut gegen Magenſäure, und ſo kann ich das verfluchte Land doch wenigſtens ſymboliſch vernichten und verſchlingen. Neukamp, ein deutſcher Componiſt (ich glaube er macht Kirchenmuſik) lebt in Talleyrands Hauſe; aber nicht als Muſiker, ſondern als Attaché! Er begleitet Talleyrand überall hin und iſt ihm auch jetzt nach England gefolgt. Es mag recht angenehm ſeyn, in Talleyrands Nähe zu wohnen. Bei uns gelangt man gar nicht zu ſo etwas. Gerard ſagte mir, daß er die Deutſchen ſehr liebe, und hielt ihnen eine große Lobrede. Es war Mitternacht als man erſt den Thee auftrug. Welche Lebens-

art! Ich muß Ihnen doch die ſtatiſtiſche Merkwürdigkeit mittheilen, daß man hier zum Thee keine Serviette auflegt, ſondern die Taſſen und was dazu gehört auf den nackten Tiſch ſtellt. Gefällt Ihnen das? Aber dem Liberalismus iſt nichts heilig.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 9. November 1830.

Spontini iſt gegenwärtig mit ſeiner Frau hier. Sie waren vorgeſtern bei ***. Er kehrt wieder nach Berlin zurück. Ehe er von Berlin abreiſte, erließ er an die Kapelle eine Art Tagesbefehl, worin er ſeine Zufriedenheit mit ihr zu erkennen gibt, und die Kapelle antwortete darauf. Beide Briefe ſind gedruckt und Spontini vertheilt ſie hier. Als ich ſie bei *** las, hätte ich vor Wuth bald eine Taſſe zerbrochen. Von Seite Spontini's die größte franzöſiſche Unverſchämtheit; er ſpricht mit der Kapelle wie ein Fürſt mit ſeinen Un-

terthanen. Und von Seite der Kapelle die größte deutsche Niederträchtigkeit und Kriecherei. Es gibt nichts Bezeichnenderes als das. Spontini erzählte: in Berlin wird gegenwärtig Rossini's Wilhelm Tell aufgeführt, aber mit ganz verändertem Texte wegen des revolutionären Geistes darin, und Schillers Wilhelm Tell dürfe gar nicht mehr gegeben werden. So weit schon ist es jetzt in Preußen gekommen, die zweimal in Paris waren!

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

— Die Theater werden jetzt frei gegeben, das heißt: es darf jeder, der Lust hat, ein Theater errichten und man braucht kein Privilegium mehr dazu, keine allergnädigste, keine hohe, keine hochobrigkeitliche Erlaubniß mehr. Seit der Revolution hat auch die Theater-Censur aufgehört und es herrscht vollkommene Lachfreiheit. Das alte Zeug wandert aus, und Deutschland ist das große Coblenz, wo alle

emigrirten Misbräuche zusammentreffen. In Zeit von zehn Jahren werden die Freunde der politischen Alterthümer aus allen Ländern der Erde nach Deutschland reisen, um da ihre Kunstliebhaberei zu befriedigen. Ich sehe sie schon mit ihren Antiquités de l'Allemagne in der Hand, Brille auf der Nase und Notizbuch in der Tasche, durch unsere Städte wandern, und unsere Gerichtsordnung, unsere Stockschläge, unsere Censur, unsere Mauthen, unsern Adelstolz, unsre Bürgerdemuth, unsere allerhöchsten und allerniedrigsten Personen, unsere Zünfte, unsern Judenzwang, unsere Bauernnoth, begucken, betasten, ausmessen, beschwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand stecken, und dann fortgehen und von unserm Elende Beschreibung mit Kupferstichen herausgeben. Unglückliches Volk! . . wird ein Beduine mit stolzem Mitleide ausrufen.

— Es gehet jetzt in der Kammer ganz erbärmlich her. Man hört da von den ehe-

maligen Liberalen Reden gegen die Preßfreiheit halten, wie sie der Metternich nicht besser wünschen kann. Es ist ein Ekel, und ich mag gar nicht davon sprechen. Benjamin Constant, Lafayette und noch einige Wenigen sind die Einzigen, die der alten Freiheit treu geblieben. Das Ministerium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach und haben freilich die Masse der Nation auf ihrer Seite, nehmlich den Teig, aber ohne die Hefen, nehmlich die Industriellen, das heißt auf Deutsch: die miserablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld. Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen) und man den Franzosen nicht freiwillig gibt, um das sie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nöthig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.

Mittwoch den 10. November.

Neulich bin ich bei Feruſac eingeführt worden, der jede Woche Reunion hat. Er gibt ein Journal heraus, das in Deutſchland bekannt iſt. Er iſt jetzt Deputirter geworden. Man findet in ſeinem Salon alle fremden und einheimiſchen Blätter und Journale, alle intereſſanten Bücher und Kupferwerke und Gelehrte von allen Formaten. Man vertreibt ſich die Zeit mit Leſen und Kupferſtiche betrachten. Er fragte mich, was mein litterariſches Fach wäre? Antworten konnte ich darauf nicht, weil ich es ſelbſt nicht wußte. Wenn Sie etwas Näheres davon wiſſen, theilen Sie mir es mit. — Ich habe in dieſen Tagen geleſen: Contes d'Espagne et d'Italie par Alfred de Musset. Ein junger Dichter. Es iſt merkwürdig, was der Aehnlichkeit mit Heine hat. Sollte man das von einem Franzoſen für mög-

lich halten? — Die Memoiren von St. Simon machen mir erstaunlich viel Freude. Vom Hofe Ludwigs XIV. bekommt man die klarste Vorstellung. Es ist mir, als hätte ich dort gelebt. Aber auch nur vom Hofe. Vom Volke, von der Welt ist gar keine Rede. Welche Zeit war das! Ich glaube, das Buch hat zwölf Bände.

— Manchmal, wenn ich um Mitternacht noch auf der Straße bin, traue ich meinen Sinnen nicht, und ich frage mich, ob es ein Traum ist? Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch je eine solche Lebensart vertragen könnte. Aber nicht allein, daß mir das nichts schadet, ich fühle mich noch wohler dabei. Ich war seit Jahren nicht so heiter, so newenfroh, als seit ich hier bin. Die Einsamkeit scheint nichts für mich zu taugen, Zerstreuung mir zuträglich zu seyn. Die langen Krankheiten der letzten Jahre haben mich noch mehr entmuthigt als geschwächt, und hier erst bekam ich wieder Herz

zu leben. Die geiſtige Atmoſphäre, die freie Luft, in der man hier auch im Zimmer lebt, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung und der ewig wechſelnde Stoff wirken vortheilhaft auf mich. Ich eſſe zweimal ſo viel wie in Deutſchland und kann es vertragen. Es kömmt aber daher, daß ich mich beim Tiſche unterhalte, ſelbſt wenn ich allein beim Reſtaurateur eſſe; die ewig wechſelnden Umgebungen, die Kaumanieren aller europäiſchen Mäuler, das würzt die Speiſen und macht ſie verdaulicher. Und die Ferien, die ſchönen Ferien! Das Ausruhen von der Logik — das iſt's vor allem, was meine Nerven liebkoſt. Aber dem Sauerkraute bleibe ich treu, das eine Band zerreiße ich nie, nie.

Dienſtag den 16. November.

Mit Belgien, denke ich, wird ſich alles friedlich beilegen. Die großen Mächte haben

seine Unabhängigkeit bereits anerkannt, und dem Gedanken entsagt, ihm den Prinzen von Oranien aufzudringen. Nur das Eine wird verlangt, daß es sich zu keiner Republik mache. Die meisten, wenigstens die einflußreichsten Belgier, sollen freilich für die republikanische Regierungsform gestimmt seyn; sie werden aber nachgeben müssen. Ich wollte, sie gäben nicht nach. Zwar halte ich eine Republik weder Belgien, noch einem anderen Lande unsers entnervten Welttheils zuträglich; doch wäre das an deutscher Grenze von großem Vortheile; es würde unseren Absolutismus etwas geschmeidiger machen. Die Furcht ist die beste Gouvernante der Fürsten, die einzige, der sie gehorchen. Die Furcht muß Deutschlands Grenze bilden, oder alle Hoffnung ist aufzugeben. Auf Talleyrand in London setze ich großes Zutrauen, und ich lasse mich hierin von den Pariser Manieristen nicht irre machen. Er setzt

bestimmt alles durch; denn er ist der einzige Staatsmann, der keine Leidenschaften und kein System hat, und darum die Verhältnisse klar erkennt, wie sie sind. Er wußte die Fehler der Andern immer sehr gut zu benutzen, und an Fehlern wird es auch diesmal nicht fehlen. Ich muß lachen, so oft ich den Jammer in den liberalen Zeitungen lese, Talleyrand werde als ein Mitarbeiter an dem Wiener Frieden die Beschlüsse und Verträge der heiligen Allianz vertheidigen. Das ist der rechte Mann, dem etwas heilig ist!

Ich will es wohl gern glauben, wie es auch hier von Vielen behauptet wird, daß die Katastrophe von Antwerpen von den Insurgenten übermüthig herbeigezogen worden; daß Chassé zum Bombardiren gezwungen worden ist; aber was ändert das? Man muß sich nur immer fragen; wem gehört Belgien, oder jedes andere Land? Gehört es dem Volke,

oder gehört es dem Fürsten? Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe selbst nie deutlich eingesehen, worüber sie zu klagen hatten — aber es ist jeder Herr in seinem Hause, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch blos wegen der Form seiner Nase, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach. Der französische Gesandte in Holland, der nach dem Bombardement dem Könige Vorstellungen machte, wegen des Schadens, den die französischen und andern Kaufleute in Antwerpen erlitten, erhielt vom Könige zur Antwort: **Mr. l'Ambassadeur, je ne sacrifierai jamais les droits de ma couronne aux intérêts particuliers.** Das soll erhaben seyn! Ich finde es sehr lächerlich. Man macht noch viel zu viel Umstände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man sollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen setzen,

binnen welchen ſie eine beſſere Regierung einzuführen hätten, oder — fort mit ihnen.

— Das Buch der Lady Morgan habe ich noch nicht geleſen; ich will es mir aber heute noch holen laſſen. Die Straße Rivoli verdient ganz die Begeiſterung, mit der ſie von ihr ſpricht. Es iſt eine Straße einzig in der Welt, die ſchönſte Symphonie von Kunſt, Natur, Geiſt und Leben. Es iſt ein Anblick, das kurzſichtigſte Auge, die engſte Bruſt zu erweitern. Ich wollte, unſere Philiſter wohnten alle Jahre vier Wochen lang in der Straße, ſtatt nach Wiesbaden zu gehen: das würde nicht allein ſie, ſondern auch uns heilen, die wir krank von ihnen werden. Mich ärgert es, ſo oft ich hierher komme, daß ich nicht reich genug bin, mich da einzumiethen. Den ganzen Tag ſtände ich am Fenſter und blätterte in dem großen Buche mit den ſchönen Zeichnungen. Ich hätte gar nicht nöthig, aus dem

Hause zu gehen, die Welt käme zu mir in das Zimmer. Aber Geld, Geld! nervus rerum gerendarum — das heißt auf Deutsch: ich habe schwache Nerven. — Schicken Sie mir durch Gelegenheit meine Andachtstunden.

Vierzehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 17. November 1830.

Gestern bin ich in mein neues Logis gezogen. Ich wohne — o der Schande! — wie eine Operntänzerin, die einen reichen Liebhaber hat. Alle Möbel von Mahagoni, Marmor und Bronze; prächtige Pendule; fünf große Vasen, voll der schönsten Blumen; stolze allerhöchste Flambeaus, die sich der bürgerlichen Talglichter schämen, die ich ihnen aufgesteckt; Stühle und Sopha, mit braunem gelbgeblümten Sammt überzogen; die zärtlichsten Bergeres, in die man eine halbe Minute einsinkt, ehe man den Grund erreicht; scharlachrothe

Fußdecken und die Wände mit Spiegeln bedeckt. Es ist alles so voll von Möbeln, daß ich kaum Platz zu wohnen habe. Unter den vielen Kostbarkeiten wage ich mich nicht zu bewegen, wage ich nicht, was sonst meine Lust ist, gedankenlos oder gedankenvoll im Zimmer auf- und abzugehen; denn da steht überall umher so viel herabzuwerfen, so viel Zerbrechliches, daß die kleinste Zerstreuung mich zu Grunde richten könnte. Einige Schlingels von Deutschen, welche mich besuchen, machen mir die größten Sorgen. Sie rauchen Cigarren und die heiße Asche, welche herabfällt, brennt Löcher in die Fußdecke. Dann schaukeln sie sich mit vaterländischer Ungezogenheit und ausländischer Lebhaftigkeit auf den Stühlen und halten mich in beständiger Angst, daß sie einmal das Gleichgewicht verlieren und auf eine theure Vase oder einen, selbst vereinigtem Patriotismus unbezahlbaren Spiegel fallen möchten. Mein Schlafzimmer — das ist über

alle Beſchreibung. Die darin befindlichen Möbels und Toiletten-Geräthſchaften ſind nach den ſchönſten herkulaniſchen Muſtern, theils im hetruriſchen, theils im griechiſchen Style geformt. Ich waſche mich aus einem Delphiſchen Weihkeſſel und knüpfe mein Halstuch vor einem Altare der Venus. Mein Bett iſt das Lager der Aurora. Morgenrothe Wolken, von weißen und grünen Sonnenſtreifen durchzogen, ſchmücken ſeinen Himmel. Die Wand, an welcher es ſteht, iſt ein großer Spiegel; darin muß ich mich beſchauen — da iſt keine Rettung. Das Kopfkiſſen iſt mit Spitzen garnirt, die mir wie Spinnen im Geſicht herumkrabbeln und mich ſchon einige Male auf eine ſchauerliche Weiſe aus dem Schlafe geweckt haben. Kurz, es gibt nichts ſchöneres, anmuthigeres, adligeres, als meine neue Wohnung; ſie iſt ein koſtbares Etui, das nur viel zu zierlich iſt für den unzierlichen Schmuck, den es einſchließt.

— Sie werden gelesen haben, daß die französische Regierung die Juden auf gleichen Fuß mit den christlichen Staatsbürgern setzen und die Besoldung ihres Kultus übernehmen will. Es ist doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern, bis man bei uns an so etwas nur denkt — von der Ausführung gar nicht zu sprechen. Die gesoppten Theologen des adligen Tugendbundes haben in ihrer Weisheit und Menschenliebe die Lehre zu verbreiten gesucht: die bürgerliche Gesellschaft sei eine Taufanstalt und es könne daher ein Jude kein Staatsbürger seyn. Diese frommen Herren haben schwere Köpfe und noch schwerere Füße. Erst dauert es Jahrhunderte, bis sie fortschreiten wollen, und dann andere Jahrhunderte, bis sie fortschreiten können. Es ist zum Erbarmen!

Aber die französische Regierung, wie jede andere, sieht ihre Entwickelung zur Freiheit als eine auferlegte Buße an, und gleich jenen Wall-

fahrern nach Rom, macht ſie einen Schritt zu-
rück, ſo oft ſie zwei Schritte vorwärts gethan;
Den Juden hat ſie etwas gegeben und dafür
hat ſie der Preßfreiheit viel genommen. Die
Cautionen für die Journale, eine Tyrannei der
vorigen Regierung, ſollen beibehalten werden.
Es iſt dieſes ſo ſehr gegen den Geiſt der Frei-
heit, daß man die letzte Revolution als ganz
fruchtlos anſehen kann. Wie merkwürdig!
Dieſe Juli-Regierung, die kaum aus dem Ei
gebrochen und noch ganz dottrig iſt, kräht ſchon
wie ein alter Hahn, und thut ſtolz und feſt
wie ein unbeſtrittener Hof-König! Die Ma-
jorität der Kammer unterſtützt ſie nicht blos
in ihren unbedachten Schritten, ſondern ſie ver-
leitet ſie noch dazu. Das ſind die Gutsbeſitzer,
die reichen Bankiers, die Krämer, die ſich mit
einem vornehmen Worte die Induſtriellen
nennen. Dieſe Menſchen, die funfzehn Jahre
lang gegen alle Ariſtokratie gekämpft — kaum
haben ſie geſiegt, noch haben ſie ihren Schweiß

nicht abgetrocknet und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geld-aristokratie, einen Glücks-Ritterstand. Wehe den verblendeten Thoren, wenn ihr Bestreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig ist und sie aufhält, ehe sie ihr Ziel erreichen. Die Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit war doch nur ein Princip, ein Glaube; man konnte sie bekämpfen und besiegen, ohne den Edelleuten und den Geistlichen in ihrer sinnlichen Lebenssphäre wehe zu thun. War dieses in der französischen Revolution doch geschehen, so war dieses nur Mittel, nicht Zweck, war eine zwar schwer zu vermeidende, doch keineswegs nothwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Besitz gebunden, wird das französische Volk, dessen höchste Leidenschaft die Gleichheit ist, früher oder später das zu erschüttern suchen, worauf die neue Aristokratie gegründet worden — den Besitz und dieses wird zur Gütervertheilung,

zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der frühern Revolution nur Scherz und Spiel werden gewesen sein. Was mich aber an diesen Journal-Kautionen am meisten betrübt, sind die üblen Folgen, welche sie, wie ich sicher erwarte, für Deutschland haben werden. Unsere Regierungen werden gewiß, wenn sie den Forderungen der Preßfreiheit nicht länger ausweichen können, jene französische Erfindung der Kautionen benutzen, und dann ist Preßfreiheit nur ein trügerisches Wort. Wir haben keine reichen Schriftsteller, wie es deren so viele in Frankreich gibt; sie sind alle arm oder dem Staate dienstbar. Keiner wird daher im Stande seyn, die Kaution aus seinem eigenen Vermögen zu leisten, und man wird, um ein Journal zu gründen, sich in den Sold eines Buchhändlers geben müssen, der nur auf seinen merkantilischen Vortheil sieht und daher leicht durch Hoffnung des Gewinns bestochen,

oder durch Furcht vor Verluſt eingeſchüchtert werden kann.

— Das Gebet um Preßſklaverei in der Münchner Flora hat mich erquickt wie Bairiſch Bier. Ich danke Ihnen dafür. Geräth dieſe holde Flora einmal in meine Gewalt, o, wie will ich ſie zerblättern und zerknittern! Sie können mir keine größere Freude machen, als wenn Sie mir deutſche Dummheiten mittheilen. Geſtern las ich wieder etwas ſehr ſchönes von dem Berliner Correſpondenten in der allgemeinen Zeitung, meinem Schätzchen. Er ſagt unter andern: der Volksauflauf neulich in Berlin hätte gar nichts zu bedeuten gehabt, das wären blos „Neugierigkeits-Aufläufe" geweſen. So wird doch immer auf das Beſte dafür geſorgt, daß ich in Frankreich mein Deutſch nicht verlerne!

Samstag den 20. November.

Ein Wiener Gelehrter hat mir in diesen Tagen geschrieben und ich will Ihnen Einiges aus seinem Briefe mittheilen. Eine Art Kerkerluft weht durch alle seine Worte, eine gewisse Trauer ist über seine Reden verbreitet und so wahr und liebevoll ist alles, was er spricht, daß es mir in das Herz gedrungen. Wie sehr sind die armen Wiener Gelehrten zu bemitleiden! Sie leben im schnödesten Geistesdrucke, und darum und weil sie sich gar nicht aussprechen dürfen, müssen sie die freisinnigen Ideen in Philosophie und Politik weit lebhafter fühlen und müssen viel schmerzlicher von ihnen gequält werden, als wir andern, die wenigstens klagen dürfen. Nachdem Herr * * * von dem Eindrucke gesprochen, den meine Schriften auf ihn und einen andern gleichgesinnten Freund gemacht, und mir seine Uebereinstimmung mit

meinen Ansichten lebhaft zu erkennen gegeben, fährt er fort: „Es thut Noth in so zerspalte„ner, einheits-liebloser Zeit, daß ihre Besse„ren und Edleren sich finden, erkennen, lieben „und vereinigen für ihr gleiches Ziel — das „allein Rechte — die Freude des Menschen „und das Wohl der Einzelnen wie des ganzen „Geschlechts, das ja nur die Summe aller „Einzelnen ist. Darum ist eben so schön und „tief der Satz, den Sie im siebenten Bande „Ihrer Schriften aussprechen und gegen den „nicht nur die Theologen, sondern alle, die „selbstsüchtig und Feinde der Freiheit sind, auf„stehen — der Satz: die Menschheit ist „um der Menschen willen da."

„Es ist wohl an der Zeit, daß der ein„gerissene Ideen-Götzendienst einmal aufhöre „und daß der lebendige Mensch nicht mehr ei„nem luftigen Ideal geopfert und mit ihm „nicht mehr Experimente angestellt werden. „Ihr ausgesprochener Satz, folgerecht durchge-

„führt, wirft alle Systeme über den Haufen „und statt des todten Begriffs Menschheit „steht der lebendige Mensch schaffend im „Mittelpunkt der Welt.“

„Diesen Satz kann aber eben nur wahr„nehmen und aussprechen der Mensch, der in „sich Kern, Werth und Würde trägt; wer „selbst nichts ist, muß sich natürlich entweder „unter den Schutz, ich weiß nicht welcher „Idee, als einer eingebildeten Macht begeben, „oder er muß geradezu, wenn er scheinbar et„was stärker ist, das Thierrecht des Stärke„ren, d. h. die Selbstsucht schlechtweg für sich „ansprechen.“

„Wir sehen auch die Zeit nach dieser „Spaltung in zwei Theile getheilt. Der eine, „die Gelehrten, brütet über Ideen und sucht „im Trüben zu fischen; der andere, die Mate„riellen, als die Stärkern, spricht geradezu „durch Wort und That die Selbstsucht aus und

„tritt den Begriff wie den lebendigen Menſchen „in allen Verhältniſſen mit Füßen, wogegen „die andern blos die Hände ringen und die „Vorſehung zum Zeugen der Frevel ausru„fen. — Was uns am meiſten Noth thut, „iſt — Vereinigung. . . .“

Ich erſtaune gar nicht, einen Wiener ſo ſprechen zu hören; denn eigentlich iſt Oeſterreich die hohe Schule des Liberalismus. Wohin uns Andere oft nur philoſophiſche Spekulation führt, dahin bringt jene die Noth, und Noth iſt eine beſſere Lehrerin als Philoſophie. Hören Sie ferner, was er von Goethe ſagt, wobei ich nur nicht begreife, was ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung ſei, als er ſelbſt. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Goethe deutlich ausgeſprochen zu haben; aber ſie iſt ſo alt und ſo ſtark, daß ſie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgeſchienen haben muß.

„Was mich aber wundert, ist dies, daß „Sie den wilden Goethe öfters anführen. „Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtig„keit; man kann in der Weltgeschichte lange „suchen, bis man einen seines Gleichen findet. „Thöricht ist es, daß man immer sagt: Schil„ler und Goethe, wie Voltaire und Rousseau. „Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, „um so viel ist Goethe schlechter als Voltaire. „Goethe war immer nur ein Despotendiener; „seine Satyre trifft weislich nur die Kleinen; „den Großen macht er den Hof. Dieser Goe„the ist ein Krebsschaden am deutschen Kör„per, und das Aergste ist noch, daß Alles die „Krankheit für die üppigste Gesundheit hält „und den Mephistopheles auf den Altar setzt „und Dichterfürsten nennt. Ja Fürsten- d. i., „Despotendichter sollte er eigentlich heißen.“

Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilsam wäre es, solche Gesinnung — nicht zu verbreiten, sie ist verbreitet genug — sondern

den Muth zu verbreiten, ſie auszuſprechen. Goethe iſt der König ſeines Volkes; ihn geſtürzt, und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieſer Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheuer hindernde Kraft; er iſt ein grauer Staar im deutſchen Auge, wenig, nichts, ein bischen Horn — aber beſeitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, ſeit ich denke, weiß ich warum. Wir haben oft davon geſprochen und Sie begreifen meine Freude, in einer Geiſtes-Wüſte, wie Oeſterreich iſt, einem menſchlichen Weſen begegnet zu ſeyn, das fühlt und denkt wie ich.

— Saphir wurde von allerhöchſten Händen aus Baiern gejagt, weil er gegen einen Komödianten geſchrieben! C'est perruque — würde ein Pariſer ſagen; aber ich kann nicht lachen darüber. Was helfen Barrikaden gegen ſolche Charlesdischen, gegen ſolche Ordonnänzchen? Das kriecht einem zwi-

ſchen die Beine durch, das macht ſich, wie Waſſer, durch die kleinſte Lücke Bahn. Es iſt zum Verzweifeln, daß deutſche Tyrannei zugleich ſo viel Lächerliches hat: das lähmt den Widerſtand. Warum aber unſere Fürſten ſich ſo große Mühe geben, die franzöſiſche Revolution, die viel Metaphyſiſches hat, den Bürgern und Landleuten durch Zeichnungen, Modelle und Experimente faßlich zu machen — das begreife ich freilich nicht. Es muß wohl Schickung ſeyn.

— Wenn ſich unſere Kaufleute, die viel dabei verlieren, über Belgien ärgern, ſo laſſe ich das hingehen. Aber die Andern — ſie betrachten das Alle aus einem falſchen Geſichtspunkte. Es iſt wahr, es fanden viel Pfaffen-Intriguen Statt; aber was thut das? Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, ſie haben ihn fortgejagt und ſeine Leute geprügelt — iſt das nicht ſchön und ein gutes Beiſpiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das iſt billig. Herr Wellington iſt

auch abgesetzt. Wahrhaftig, mich dauern die armen Diplomaten; es kömmt diesen Schwachköpfen gar zu viel auf einmal über den Hals; wie eine Sündfluth gießen die Verlegenheiten auf sie herab. Die Aenderung des englischen Ministeriums ist für uns auch gut. Lesen Sie im heutigen Constitutionel, wie der Belgische Gesandte in London, Herr v. Weyer, nach seiner Rückkehr öffentlich im Congresse von seiner Sendung Rechenschaft abgelegt, und wie er vor allem Volke erzählte, was Wellington, Aberdeen, der Prinz von Oranien und Andere mit ihm verhandelt. Das hat mich sehr amüsirt. Diplomatische Geheimnisse öffentlich in einer Ständeversammlung auszuplaudern und das während die Verhandlungen noch im Gange sind, das ist unerhört, das ist himmelschreiend — werden sie in Berlin, Wien und Frankfurt sagen.

— Der neue Minister des Innern, Montalivet, ist erst acht und zwanzig Jahre alt.

Er war nie Referendär, nie Hofrath, nie Regierungsrath, nie Geheimer-Regierungsrath, nie Kammerdirector, nie Präsident — plötzlich ist er Minister geworden. Es gibt keinen Gott mehr.

Funfzehnter Brief.

Freitag, den 3. Dezember 1831.

Es raucht heute wieder in meinem Zimmer, und ich ſchreibe Ihnen unter Thränen und Seufzern. Aber das iſt nun einmal nicht zu ändern in Paris, es gehet in vielen Häuſern nicht anders. Man hat hier eine eigene Art Aerzte für kranke Kamine, Rauchkünſtler (fumistes) genannt. Es ſind aber eben Aerzte. Man weiß oft nicht, ob die Krankheit ſie, oder ob ſie die Krankheit herbeigeführt. Geſtern hat ein ſolcher Künſtler an meinem Kamine gearbeitet; und als man ihn heute

wieder holte, weil es noch ſtärker rauchte als vorher, ſagte er, es läge am Wetter und er wolle kommen, ſobald es nicht mehr rauche und dann helfen.

— Jetzt um dieſe Weihnachts-Zeit, was wird hier in den Läden nicht alles ausgeſtellt, das Größte und das Kleinſte, für Könige und für Bettler. Es iſt gefährlich über die Straße zu gehen, es iſt als wenn Räuber, die Piſtole auf der Bruſt, uns unſer Geld abforderten.

— Ich leſe mit großem Vergnügen Diderots nachgelaſſene Briefe an eine Freundin, die erſt im Anfange dieſes Jahres erſchienen ſind. Wenn ich Ihnen ſolche große Briefe ſchriebe, dann wären Sie mit mir zufrieden. Briefe, zwölf gedruckte Seiten lang, und über alles. Als er ſeine Freundin, ſeine Sophia kennen lernte, war er ſchon 46 Jahre alt! Aber es iſt nicht Freundſchaft, es iſt die heiſeſte jugendlichſte Liebe, wenigſtens in den Reden; denn es kann leicht ſeyn, daß ſie ſich

beide nur etwas weiß gemacht. Die Briefe sind an eine Mademoiselle Volland gerichtet, ein Mädchen, das bei der Mutter lebte. Wie alt sie ist, erfährt man nicht. Aber die Liebe und die Correspondenz dauern länger als zwanzig Jahre. Und Diderot war verheirathet! Ich habe keine Vorstellung davon, wie ein Mann von 46 Jahren und der noch überdies an der Ehe leidet, welche doch immer eine Art Gicht ist, sich noch verlieben kann. Das kann aber auch nur ein Franzose. Der Deutsche hat gewiß mehr wahres Gefühl, mehr innere Wärme; aber die theilt sich nicht mit. Wir haben kalte Hände und sind kalt bei der Berührung. Die Briefe sind charmant, nur muß man beim Lesen die unverdaulichen Liebeserklärungen wie die Kirschkerne ausspeien. Schreibt doch einmal der alte Junge: „que vos regards étaient tendres hier! Combien ils le sont depuis quelque temps! Ah! Sophie, vous ne m'aimiez pas assez si vous m'aimez aujourd'hui da-

vantage.“ O! das iſt noch kühl gegen das Uebrige, er ſchreibt oft mit kochender Dinte.

— Haben Sie in der geſtrigen franzöſiſchen Zeitung die Rede geleſen, welche Auguſt Perrier für die Juden gehalten? darin bekommen auch die Frankfurter Kaufleute einen tüchtigen Hieb, indem geſagt wird, wie ſie aus Handelsneid in den freien Städten die Juden verfolgen.

— Schreiben Sie mir doch genau und umſtändlich, ob man bei uns an den Krieg glaubt. Nach den geſtrigen Nachrichten hätten Frankreich und England vor einigen Tagen eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz geſchloſſen. Es wäre ſchön, wenn das wahr wäre; dann wäre es doch endlich einmal dahin gekommen, wohin es früher oder ſpäter kommen muß, zum ſtrengen Gegenſatze der feindlichen Elemente: die Freiheit hier, die Despotie dort — und jetzt ſchlagt Euch, ich ſehe zu. Ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thue, wenn es Krieg

gibt, ob ich unter die Kavallerie, oder die Infanterie gehe, oder unter dem Federvolk diene; denn thun muß ich etwas. Sie werden auf jeden Fall mein Knappe, tragen mir Pflastersteine zu oder versorgen mich mit feinen Federlappen.

— Diese Woche habe ich mich einen Abend sehr amüsirt. Ich war zu einem jungen Dichter, Namens * * *, eingeladen, um eine Uebersetzung des Makbeths vorlesen zu hören. In Deutschland hätte mich schon der Gedanke einen ganzen Abend auf dem Stuhle fest zu sitzen, um eine Vorlesung zu hören, zur Verzweiflung gebracht, und die Wirklichkeit hätte mich getödtet. Aber hier wußte ich vorher, daß die theatralische Beleuchtung, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse glänzend macht, mich unterhalten würde. Und so kam es auch. Da waren genau gezählt 32 Schriftsteller versammelt, meistens jüngere, alle Romantiker. Da war nichts zum Lachen, die Masse war zu

groß, zu Ehrfurcht gebietend, es war wie eine Kirche, wie eine Gemeinde. Ich habe mit Vielen geſprochen, mit Victor Hugo und Andern . . . Sie ſprachen mir von Goethe und Schiller und von Schiller und Goethe ohne Ende. Sie meinten wohl, ich hätte Vergnügen daran. Einer fragte mich nach Klopſtock, Kleiſt, Ramler, die ich alle nicht kenne. Jetzt ſetzte ſich die romantiſche Gemeinde an den Wänden herum, und Herr * ** ſtellte ſich vor das Kamin, Rücken gegen Feuer gelehnt und fing zu leſen an. Mir war doch ein bischen Angſt vor der Zukunft und was ich in den nächſten drei Stunden würde mit anhören müſſen. Aber es ging alles gut. Die Ueberſetzung war ganz vortrefflich, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Es war freilich immer nur durchgeſchlagener Shakeſpeare, es blieb aber noch genug zu leiſten übrig. Auch las er meiſterhaft vor und — applaudirt und bravo! wie auf dem Theater. Und da kam ein Zufall dazu,

der die Sache noch theatraliſcher machte. In der Scene, wo ſich Makbeth an den Tiſch ſetzen will, und vor dem Geiſte des ermordeten Königs, der ſeinen Stuhl eingenommen, zurückſchaudert, fing der Kamin zu rauchen an, und bildete eine Wolke, die recht gut einen Geiſt vorſtellen konnte. Mir, der am Kamine neben dem ſtehenden Dichter ſaß, gingen die Augen über, aber der begeiſterte Vorleſer merkte nichts eher, als bis ſein grauer Staar reif geworden war und er gar nichts mehr ſehen konnte. Da mußte er ſich unterbrechen, und die Thüre öffnen laſſen. Spaßhaft war es mir, recht deutlich zu merken, daß alle die Herren da, welche den Shakeſpeare nicht ſo auswendig wiſſen, als wir Deutſchen, überraſcht von den Schönheiten des Drama's in begeiſterndes Lob ausbrachen, aber dieſes Lob gar nicht dem Shakeſpeare, ſondern dem Uebeſetzer zuwandten. Dreißig Schriftſteller in einem Zimmer, das findet man in Deutſchland ſelten.

— Mit den Lithographien von den französischen Revolutionsscenen, zu welchen ich gern den erklärenden Text geliefert, ist es anders, als ich mir gedacht. Es kömmt kein Text dazu; sondern die Zeichnungen werden zu den schon vorhandenen Freiheitsliedern, der Marseillaise, der Parisienne und andern gemacht. Wenn nur die Zeichnungen nicht von altdeutscher, süßlicher, wehmüthiger, romantischer Art werden, wie ich es von dem Zeichner, dessen frühere Arbeiten ich gesehen, fast erwarte. Die praktischste Sache von der Welt, die letzte Revolution, würde dann in lauter romantischen Rauch aufgehen, und die Deutschen, die sich ja daran begeisterten, würden lernen, wie sie einst in jener Welt, im Himmel, den Satan mit seinem Volk niederpflastern und verjagen, aber nicht wie in dieser die Minister und Polizei. Das Freiheitsgedicht von Simrock, das Sie mir geschickt, ist auch in diesem unseligen romantischen Geiste.

Gar nichts Muthentflammendes darin, nur Muthtödtendes. Ich mag mit diesem Heiligen nichts mehr zu thun haben. Es ist aber eine schöne Erfindung mit den Pflastersteinen; dem Gegengift der Pulvererfindung!

Sechszehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 8. Dezember 1830.

— Es ist entsetzlich mit Goethe's Sohn! Ich hätte weinen mögen. Wie hart mußte ein Schicksal seyn, das diesen harten Mann mürbe machte. Nach dem letzten Berichte war er hoffnungslos und jetzt ist er wahrscheinlich todt. Es ist mir, als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben, ich meine an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden. — — Heute stehen wieder schöne Lügen im Constitutionnel. In Berlin und in den Rheinprovinzen

hätten aufrühreriſche Bewegungen Statt gefunden, und die preußiſchen Truppen kehrten von den Grenzen zurück. Und in Metz hätten zwei Deutſche 2000 franzöſiſche Cocarden gekauft, und das alles, wird verſichert, käme aus achtungswerther Quelle. Aber in der Schweiz gehet es ernſthaft her. Das wäre ein großer Schritt für Deutſchland, wenn ſich die Schweizer frei machten von ihren Ariſtokraten, die ſchlimmer ſind als die Könige und gefährlicher. Dann hätte das ſüdliche Deutſchland einen Stützpunkt, und es könnte handeln. Auch wäre gewonnen, daß man in der Schweiz dann freie Zeitungen ſchreiben und von dort nach Deutſchland verbreiten könnte: Aber was hilft mich alle Freiheit, wenn ich keinen Tabak habe? Ich bin überzeugt, daß wenn mir noch ſechs Monate der Tabak fehlte, ich ein vollkommener Ariſtokrat würde. Ich fühle leider ſchon wie ich täglich ſauberer und höflicher werde.

— Der Artikel im Conſtitutionel le Faux-

bourg St. Germain ist freilich nicht versöhnlicher Art; aber das will und soll er auch nicht seyn. Die Regierung und ihre Anhänger werden durch die halsstarrigen edlen Vorstädter in wirkliche Verlegenheit gesetzt und sie sind ärgerlich darüber, weil sie es nicht ändern können. Die Ultras haben sich fast alle aus Paris zurückgezogen, und wahnen diesen Winter auf ihren Gütern. Dadurch (und das ist ihre edle Absicht) leiden die Gewerbsleute ganz ungemein. Man hat berechnet, daß durch die Abwesenheit der Ultras und eines Theiles von der gewöhnlichen Anzahl der Fremden, der durch die Revolution verscheucht worden ist, Paris in diesem Jahre fünf und siebenzig Millionen verliert, und daß, wenn nicht glücklicher Weise der reiche B. angekommen wäre, der Verlust auf hundert Millionen steigen würde. Der Constitutionnel ärgert sich darüber und das macht ihn bitter. Es amüsirt mich sehr, daß mich der Constitutionnel, sonst mein lustiger Rath,

seit der Revolution so sehr ennuyirt. So auch die andern Kameraden. Sie sind erschöpft, ihre Zeit ist aus, und ihr fortgesetztes Liberal-Thun stehet ihnen so lächerlich, wie alten Weibern das Kokettiren an. Man muß sich an die jungen Zeitungen halten; le temps, national, la révolution. Selbst der Figaro ist nicht mehr so witzig als ehemals: Es geschehen nicht Dummheiten genug mehr. Warum gehet er nicht nach Deutschland? — — H. hat mir gesagt, seine Mutter hätte ihm geschrieben, die St... hätte ihr gesagt, Sie hätten ihr gesagt, ich hätte Ihnen geschrieben, ich ginge in Paris noch Nachts zwei Uhr auf der Straße herum. Ist das wahr? das ist ja ein schöner Klatsch-Knäul.

— Sie haben Angst vor den zwölf Löwen und Tigern? das wundert mich gar nicht, Sie haben schon vor weniger Angst gehabt. Hören Sie, was neulich dem Dr. *** begegnete. Er wird Abends zu einer Kranken

gerufen. Die Frau lag im Bette, und der Schirm vor dem Lichte machte das Zimmer unhell. Während nun *** seine Kranke ausfragte, fühlte er auf seiner herunterhängenden Hand den heißen Kuß einer breiten stechenden Zunge. Er blickt hin und gewahrte einen lieblichen großen Tiger. Behutsam ziehet er die Hand zurück. Dann erhebt sich der freundliche Tiger stellt sich auf die Hinterfüße und legt sein Vorderfüße auf * * * Schultern. „Fürchten Sie sich nicht — sagte die kranke Frau — der Tiger ist zahm.“ Die Kranke war die Frau eines gewissen Martin, der hier eine Menagerie zeigt, und durch die Kühnheit, mit welcher er mit seinen Bestien spielt, vieles Aufsehen macht. Ich glaube, er war früher auch in Frankfurt. Der zahme Tiger, den er in seinem Wohnzimmer frei herumlaufen läßt, gehörte früher dem Marine-Minister. Ich, an Dr. *** Stelle hätte große Angst gehabt. Er erzählte Folgendes: der verstorbene B. in

Rom glaubte die Gabe zu beſitzen, jedes Menſchen künftiges Schickſals aus deſſen Geſichtszügen zu erkennen. Dabei wurde er wie von einer dämoniſchen Gewalt wider ſeinen Willen angetrieben, allen ſeinen Bekannten ihr Schickſal vorher zu ſagen. Dr. *** hat ihn oft, ihn mit ſolchen Sachen zu verſchonen, er wolle ſein Schickſal nicht wiſſen. R. aber konnte ſich nicht bezwingen, und ſagte ihm endlich; er ſolle ſich vor wilden Thieren hüten. Ich habe Mantins Menagerie noch nicht geſehen, habe mir aber vorgenommen, nur in Dr. *** Geſellſchaft dahin zu gehen, damit wenn einer von uns gefreſſen werden ſoll, er es werde, wie es prophezeit worden.

— Sonntag habe ich einem Konzerte im Conſervatoire beigewohnet. Ein junger Komponiſt, Namens Berliez, von dem ich Ihnen ſchon geſchrieben, ließ von ſeinen Kompoſitionen aufführen; das iſt ein Romantiker. Ein ganzer

Beethoven ſteckt in dieſem Franzoſen. Aber toll zum Anbinden. Mir hat alles ſehr gefallen. Eine merkwürdige Symphonie, eine dramatiſche in fünf Akten, natürlich blos Inſtrumental-Muſik; aber daß man ſie verſtehe, ließ er wie zu einer Oper einen die Handlung erklärenden Text drucken. Es iſt die ausſchweifendſte Ironie, wie ſie noch kein Dichter in Worten ausgedrückt, und alles gottlos. Der Componiſt erzählt darin ſeine eigene Jugendgeſchichte. Er vergiftet ſich mit Opium und da träumt ihm, er hätte die Geliebte ermordet, und würde zum Tode verurtheilt. Er wohnt ſeiner eigenen Hinrichtung bei. Da hört man einen unvergleichlichen Marſch, wie ich noch nie einen gehört. Im letzten Theile ſtellt er den Blocksberg vor, ganz wie im Fauſt, und es iſt alles mit Händen zu greifen. Seine Geliebte, die ſich ſeiner unwürdig zeigte, erſcheinet auch in der Walpurgisnacht; aber nicht wie Gretchen in Fauſt, ſondern frech,

Hexenmäßig . . . . . In der Kunst und Literatur wie in der Politik, gehet die Frechheit der Freiheit voraus. Das muß man zu würdigen wissen, um die jetzigen französischen Romantiker nicht ungerecht zu verurtheilen. Sie sind oft rein toll, und schreiben Sachen, wie man sie im romantischen Deutschland niemals lies't. Das wird sich geben. Sie werden wieder zurückpurzeln, es ist noch kein Franzose in die Sonne gefallen. Neulich bei der Makbeth-Vorlesung fragte ich nach einem bekannten romantischen Dichter und man sagte mir, er wäre gegenwärtig in Spanien. Das Nehmliche hörte ich von einigen Andern. Es scheint, dies junge Volk gehet nach Spanien, romantische Luft einzuathmen. Ich mußte darüber lachen. . . . — Gestern war ich bei Franconi. Da wurde ein neues Spectakel-Stück gegeben: L'empereur; alle seine Schlachten und Lebensbegebenheiten bis zu seinem Tode. Als ich diesen Morgen aufwachte, war ich verwundert,

daß ich keine zwölf Kugeln im Leibe hatte, und überhaupt noch lebte. Aus so vielen blutigen Schlachten ist noch Keiner unverwundet gekommen. Denn es war kein Spiel, es war die Wirklichkeit. Ich saß hart an der Bühne in einer Loge, und da ich jetzt so sehr kriegerisch gestimmt bin, war ich ganz selig über das Kanonen- und Gewehrfeuer. Man kann wirklich die Täuschung nicht weiter treiben. Welche Scenerie! welche Decorationen! mehr Soldaten als das ganze Frankfurter Militär beträgt; aber nicht übertrieben. Ich will Ihnen die wichtigsten Begebenheiten nennen, die man vorgestellt (nicht alle): wie Napoleon aus dem Hafen von Toulon nach Aegypten absegelt. In meiner Loge waren junge Leute, die Toulon kannten, die waren außer sich über die Aehnlichkeit. Die ganze Flotte, einige hundert Segel, siehet man vorbeifahren — die Schlacht bei den Pyramiden — die Höllenmaschine — die Krönung Napoleons — Scene aus Madrid — der Brand von Mos-

kau — der Uebergang über die Berezina; das war am grauſichſten und zum Weinen. Die Armee im jammervollſten Zuſtande ziehet über die Brücke. Nach und nach ſtopft ſie ſich. Gegenüber der Feind. Endlich ſtockt alles. Da gehen die Uebrigen; Reiter, Fußvolk, Weiber über die gefrorene Berezina. Das Eis bricht, die Weiber kreiſchen, die Brücke ſtürzt zuſammen, alles verſinkt unters Eis. — Abſchied in Fontainebleau — Napoleon am Bord des Northumberland — Napoleons Tod auf Helena. Er ſtirbt im Bette. — Außer den Chören, dem Volke, waren 103 Hauptrollen, alle berühmte Leute aus jener Zeit und alle naturtreu dargeſtellt. Napoleon wie er lebte. Alle ſeine Manieren, alle ſeine Tics waren nachgeahmt. Und jetzt denken Sie ſich dazu den Lärm der Zuſchauer. Franconi's Theater iſt das größte in Paris und der meiſte Pöbel iſt dort. Sieben Franken hat mich mein Platz gekoſtet. Erſt ging ich hinein zu drei Franken,

weil keine Loge mehr zu haben war. Die Gallerie war aber schon ganz voll und ich ging wieder fort. Vor dem Hause schrie ich laut: qui est-ce qui achète un billet de balcon? Ich ward von einem ganzen Trupp Billethändler umringt. Da kam einer und bot mir einen Logen-Platz an, für mein Balkon-Billet und ich mußte noch 4 Fr. darauf legen. Ich ging wieder zurück, zankte mich zur Uebung im Französischen mit einem Dutzend Menschen, die mir keinen Platz machen wollten, setzte es mit Unverschämtheit durch und saß und sah sehr gut. Aber wie höflich sind jetzt die Gensdarmen! früher wäre ich wegen meines Lärmens gewiß arretirt worden. Dies machen die Pflastersteine.

Siebzehnter Brief.

Paris, Samstag den 11. Dezember 1830.

Bis von uns Einer auf den Brief des Andern antwortet, verstreichen gewöhnlich neun Tage, so daß wir oft Beide nicht mehr wissen, worauf sich die Antwort bezieht. Das ist verdrießlich, aber nicht zu ändern, wenn man weit von einander entfernt lebt. Diderot in seinen Briefen ärgert sich auch oft darüber und sagt: es ist mir wie jenem Reisenden, der zu seinem Gesellschafter im Wagen sagte: das ist eine sehr schöne Wiese. Eine Stunde darauf antwortete dieser: ja, sie ist sehr schön.

Wiſſen Sie ſchon, daß Benjamin Conſtant geſtorben iſt? Morgen wird er begraben. Kränklich war er ſchon ſeit mehreren Jahren. Der Kampf für die Freiheit hielt ihn aufrecht, dem Siege unterlag er. Der Gram getäuſchter Hoffnung hat ſein Leben verkürzt; die Revolution hat ihm nicht Wort gehalten; die neue Regierung vernachläſſigte den, der ſo viel gethan, die alte zu ſtürzen. Benjamin Conſtant hatte unter allen Liberalen die reinſte Geſinnung, und er war der gediegenſte Redner. Es gab Andere, die glänzender ſprachen, aber es war doch nur Alles vergoldetes Kupfer. Er hatte Recht, durch und durch. Er hatte einen deutſchen Kopf und ein franzöſiſches Herz.

Geſtern ſind die Miniſter nach dem Luxembourg gebracht worden. Sie ſollen ſehr niedergeſchlagen ausſehen und Polignac ſehr mager geworden ſeyn. Mittwoch gehet der Prozeß an und bis Weihnachten wird er geendigt ſeyn. Ich durfte nicht daran denken, mir ein Bille-

für die Pairs-Kammer zu verschaffen, es war nicht durchzusetzen. Der Plätze sind zu wenige. Vierzig Journalisten, die Diplomaten und andere solche Privilegirten müssen untergebracht werden. Wie wäre wohl einem deutschen Minister zu Muthe, wenn er in einem Saale mit vierzig Zeitungsschreibern sitzen müßte. Er wäre lieber unter Menschenfressern. Es dürfen keine Frauenzimmer in die Pairs-Kammer, man fürchtet, sie möchten den Mund nicht halten können. Große Ehre für das Geschlecht! — Von Polen wußte ich schon seit gestern. Das gehet gut. Es ist mir aber doch nicht ganz recht; es wäre besser, die Polen hätten noch gewartet mit ihrer Empörung. Ich wünsche Krieg und ich fürchte durch die polnische Revolution wird der Krieg mit Frankreich verhindert. Jetzt ist nicht allein Rußland beschäftigt und abgehalten, an Frankreich zu denken, sondern auch Oesterreich und Preußen, die auch Theile von Polen besitzen und fürchten müssen, daß sie sich ebenfalls in-

ſurgiren. Uebrigens iſt mir bange, die Polen möchten ihre Sache nicht ſo leicht durchſetzen als die Belgier. Die Ruſſen ſind zu mächtig. Es wird dort ein erſchreckliches Gemetzel geben. Sie werden aber ſehen, daß nach und nach alle Staaten ſich frei machen werden, nur Deutſchland wird in ſeinem miſerablen Zuſtande bleiben. So lange der Bundestag beſtehet, iſt keine Hoffnung zum Beſſern. Die kleinen Staaten gingen vielleicht vorwärts; aber Oeſterreich und Preußen dulden es nicht. Hat ſich bei uns denn eine Stimme aus den höhern Klaſſen für die Freiheit erhoben? Man überläßt alles dem Pöbel. Ob ſie in Braunſchweig einen Wilhelm oder einen Carl zum Fürſten haben, das iſt alles eins.

Von der Schweiz ſchrieb ich Ihnen ſchon. Wenn dort die Cenſur aufgehoben wird, kann die Cenſur in Deutſchland nicht viel mehr ſchaden. Dann könnte man wohl eine vernünftige Zeitung ſchreiben. Ich denke viel

daran. Neulich im Palaisroyal reichte ein Arbeitsmann dem Könige die Hand, der ſie ihm freundſchaftlich drückte. Der entzückte Maurer ſagte: quel brave homme! je jure de ne jamais la laver! Wenn mir einmal ein König die Hand drückte, im Feuer wollte ich ſie reinigen, das kann gefährlich werden, wenn der Druck in das Blut übergeht.

Neulich war eine Auction von den Meublen, Kleidungsſtücken und andern Hinterlaſſenſchaften der Herzogin von Berry. Das hätte ich nicht verſäumen ſollen. Die treuen Royaliſten waren alle da, und kauften Reliquien zu ungeheuren Preiſen. Für ein Paar Handſchuhe, welche die Berry getragen, wurden ſechzig Franken bezahlt. Gleich intereſſant waren auch die Verſteigerungen der Sachen des Königs: der Krönungswagen unter andern; 7000 Flaſchen Wein des königlichen Privat-Kellers, Weine enthaltend, welche ſeit funfzig Jahren von allen Fürſten der Welt, an Ludwig XVI., Napoleon,

Ludwig XVIII., Charles X. geſchenkt worden. Die Geſchichte dieſer Weine ſoll merkwürdig geweſen ſeyn. Alle ſolche humoriſtiſche Stoffe für eine geſchickte Feder, werden aber von den hieſigen Blättern ſelten und ungeſchickt benutzt. Es fehlt dieſen Herren an deutſcher Philoſophie und Tiefe der Empfindung. Es iſt wahr, der Figaro zum Beiſpiel hat angenehmen Witz und iſt ſchön façonniert: lieſt man ihn aber einige Zeit, ſo ſiehet man, daß alles nur plattirt iſt; man braucht nur zu reiben und das Gold gehet ab. Nichts gediegen, nichts durchgehend. Eins der beſten Journale iſt die Revue de Paris. — Von Lafayette ſtand vor einigen Tagen in der Zeitung: er wäre krank; ſeitdem iſt aber keine Rede mehr davon. Wenn der jetzt während des Prozeſſes der Miniſter krank würde, oder er ſtürbe, ich glaube die Regierung wäre im Stande und hielte das geheim. Er iſt der Einzige, der im Falle eines Aufruhrs das Volke im Zaum halten könnte. Ich glaube,

daß er ruhig bleiben wird, aber die Regierung hat große Furcht, und trifft alle möglichen Vorsichtsmaßregeln. Ganze Regimenter National-Gardisten thun den Dienst, kein National-Gardist, auch wenn er nicht die Wache hat, darf seine Uniform während des Prozesses ablegen; man wird also in den nächsten vierzehn Tagen nichts als Soldaten sehen, und Paris wird einem Lager gleichen. Sie glauben nicht, wie komisch das aussiehet, wenn in den Läden die Krämer in Uniform Zucker wiegen, Stiefel anmessen. Ich habe oft darüber lachen müssen — Ich bin begierig — welche neue Revolutionen zwischen diesem und meinem nächsten Briefe vorfallen werden. — Auf dem Bastillen-Platz wird ein neues Theater gebauet. Adieu bis zur nächsten Revolution.

Achtzehnter Brief.

Paris, Dienstag den 14. Dezember 1830.

Die Polen! . . Das Theater Français hier könnte Gott verklagen, daß er auf seinem Welttheater Stücke aufführen läßt, wozu es allein privilegirt ist — hohe Tragödien. Ich begreife nicht, warum die Leute noch ins Theater gehen. Mir ist die Zeitung wie Shakespeare, wie Corneille. Das Schicksal spricht in Versen und thut pathetisch wie ein Schauspieler. Die Nacht der Rache in Warschau muß fürchterlich gewesen seyn! Und doch, als die Geschichten in Brüssel und Antwerpen vorfielen, glaubten wir, alle Schrecken wären er-

ſchöpft. Ja der Tag des Herrn iſt gekommen und er hält ein fürchterliches Gericht. In den hieſigen Blättern ſtand, es wäre ausgebrochen in der Militairſchule, als man zwei jungen Leuten die Knute geben wollte. Hier war es auch ſo; auch hier haben die Zöglinge der polytechniſchen Schule alles angefangen und das Meiſte geendigt. Das gefällt mir, daß jetzt die Jugend dem Alter die Ruthe gibt. Wie wird es aber den armen Polen ergehen? Werden ſie es durchfechten? Ich zweifle; aber gleichviel. Verloren wird ihr Blut nicht ſeyn. Und unſere armen Teufel von Deutſchen! Sie ſind die Lampenputzer im Welttheater, ſie ſind weder Schauſpieler noch Zuſchauer, ſie putzen die Lichter und ſtinken ſehr nach Oehl.

Wie können Sie mir nur jetzt mit den Juden kommen und verlangen, daß ich für ſie ſchreibe? Sie ſollen Lärm machen, ſie ſollen ſchreien. Mit guten Worten richtet man nichts

aus, aber mit Drohungen viel. Die Regierungen sind jetzt so schreckhaft, daß man alles von ihnen erlangen kann, wenn man nur selbst nicht zaghaft ist.

In Warschau haben die Weiber und Kinder auch mit gefochten. Constantin soll am Kopfe verwundet sehn; aber das sind alle Fürsten. — Die Preußische Staatszeitung lese ich, wie auch die meisten deutschen Blätter. Gestern habe ich sogar das Frankfurter Journal und die Didascalia aufgefunden. Ich habe sie mit Küssen bedeckt. — Die Cholera Morbus ist eine prächtige Erfindung. Das ist etwas, was auch die Deutschen in Bewegung setzen könnte. Möchte es nur bei uns friedlich abgehen; denn eine Revolution der Deutschen wäre selbst mir ein Schrecken. Diese Menschen wissen noch gar nicht, was sie wollen, und das ist das Gefährlichste. Sie wären im Stande und metzelten sich um einen Punkt über das J. Vielleicht gehet es besser, als

ich erwarte: vielleicht wenn der Sturm heftiger wird, werfen sie freiwillig von ihren schweren Dummheiten über Bord. An unsern Fürsten liegt es nicht allein; die Aristokratie, die Beamten.

Gestern las ich in einer deutschen Zeitung: in Selters hätte das Landvolk auch eine kleine Revolution haben wollen und Unruhen angestiftet, und man hätte sogleich Truppen hingeschickt. Ich erwarte nun, daß der Bundestag den Selterswasserbrunnen, die wahrscheinliche Quelle der Nassauer Revolution, verschütten lassen wird. Das käme mir gar nicht lächerlicher vor, als die bisherige Hülfe, die man gegen Revolutionen angewendet. Soldaten, Gewalt, Aderlassen, das sind ihre einzigen Heilmittel. Es einmal auf eine andere Art zu versuchen, fällt ihnen nicht bei. Im Badischen scheint man nachgeben zu wollen. Die Revolution in der angrenzenden Schweiz hat wohl die Regierung ängstlich gemacht. Die

Stände kommen nächstens in Karlsruhe zusammen und da hat man sich geeilt, ein liberales Ministerium zu bilden. Herr v. Berstett, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Metternichs guter Freund, ist abgesetzt, und noch ein anderer Minister. Ich möchte jetzt in Karlsruhe seyn. Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden soll; gewiß gibt es keinen Minister in Europa, der so beschäftigt ist, wie ich, und gar kein Weg, etwas zu thun. Gäbe es nur ein Mittel für den Geist, wie das Aderlassen eines ist für den Leib, ich würde es gern gebrauchen. Ich bin so vollseelig, daß mir das Herz pocht. Doch ist das ein angenehmes Gefühl. Und warum ich so froh bewegt bin? Von meiner Gesinnung brauche ich Ihnen nicht zu sprechen, die kennen Sie. Daß ich mich freue über den Sieg der guten Sache, mich freue, daß der Mensch seinen Prozeß gewonnen gegen die Hölle, das wissen Sie. Aber das ist es nicht allein, es ist auch die Scha-

denfreude zu sehen, wie das armselige Dutzend Menschen in Europa, das klüger zu seyn glaubt, als die ganze Welt, mächtiger als Gott, gefährlicher als der Teufel — wie es zu Schanden wird, und von uns, die sie wie Hunde behandelt, in die Waden gebissen und aus Haus und Hof gejagt werden. Das elende Volk!

Gestern las ich die neueste Didaskalia, und als ich darin immer noch die „Scenen aus den Kreuzzügen" fand, mußte ich laut auflachen, und ein grämlicher Engländer sah mich mit Erstaunen an, als wolle er mich fragen, wie kann man lachen? Hätte ich ihm mein Vergnügen so recht klar machen können, es hätte ihm gewiß seinen Spleen vertrieben. — Der Senator * * * hatte doch so unrecht nicht, als er vorigen Sommer sagte, er wolle lieber Schweinhirt seyn, als französischer Minister. Heute hat er gewiß Recht. Heute beginnt der Prozeß der Minister. Welch ein Gefühl muß das für einen alten Edelmann wie

Polignac seyn, vor allen Diplomaten Europens, mit denen er früher unter einer Decke gespielt, vor vierzig Lumpenkerls von Zeitungsschreibern auf dem armen Sünderstuhl zu sitzen und Rede und Antwort zu geben. Die spätere Strafe ist nichts gegen dieses Verhör. Man hat bei der Untersuchung den Polignac am schuldigsten gefunden. Die Andern waren verführt. Am 25. Dezember wird das Urtheil gesprochen werden. Eine schöne Weihnachtsbescherung! Viele glauben, Polignac allein werde zum Tode verurtheilt, aber der Gnade des Königs empfohlen werden. Wie wird man sich heute Abend um den Messager reißen, der um acht Uhr erscheint und die heutige Sitzung enthalten wird!

Vergangenen Sonntag war Benjamin Constants Leichenbegängniß, dessen ausführliche Beschreibung Sie wohl im Constitutionnel gelesen haben werden. Ich setzte mich auf den Boulevards in eine Kutsche und sah alles be-

quem mit an. Länger als zwei Stunden dauerte der Zug. Was mir an Franzosen auffiel und gefiel war, daß in der ganzen Feierlichkeit durchaus nichts Theatralisches war, sondern alles sah ernst, gesetzt und kleinbürgerlich aus. Die Masse gab den Pomp. So wurde noch kein König begraben. Ich sprach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeau's Leichenbegängniß mit angesehen; der sagte, so feierlich sei jenes nicht gewesen. Constant hat vom König Philipp bei seiner Thronbesteigung 150,000 Fr. zum Geschenke erhalten, und seine Wittwe wird eine Pension bekommen. Madame Constant hat drei Männer gehabt. Den ersten verlor sie durch Tod, von dem zweiten ließ sie sich scheiden, der dritte war Constant. Der zweite lebte in Paris und war Mitglied der Deputirten-Kammer. Nun geschah es einmal, daß er zugleich mit seinem ehelichen Nachfolger, Benjamin Constant, in der Kammer das Wort forderte, beide zugleich auf die Tribune

ſprangen, und ehe es zu verhindern war, Naſe gegen Naſe da ſtanden, worüber das ganze Haus in lautes Lachen ausbrach. Der Gram, von der Akademie Français nicht als Mitglied aufgenommen worden zu ſeyn, und daß die Regierung ihn nicht nach Verdienſt behandelte, ſoll ſein Ende beſchleunigt haben. Die letzten Worte vor ſeinem Tode verriethen ſeine Gemüthsſtimmung. Er ſagte: après une popularité de douze ans justement acquise — oui justement acquise — und mit dem Worte acquise hauchte er ſeine Seele aus. — Die Geſchichte mit Polen macht die Leute hier wie betrunken. Es war immer eine große Freundſchaft zwiſchen beiden Nationen. Ein Pole in Uniform mit einem langen Säbel hat eine Rede bei Benjamin Conſtants Grabe gehalten. Ich bin ſehr begierig auf die nächſte Revolution. Wo wird es zuerſt losbrechen?

Es wird Sie nicht überraſchen, daß ich Ihnen Victor Hugo's Gedichte ſchicke, welche

Sie gewünscht haben. Sie haben zwar nur von einem Bande Gedichte gesprochen, und ich schicke Ihnen drei Bände, aber dafür kann ich nichts. Es ist nicht meine Schuld, daß Hugo drei Bände Gedichte geschrieben. Wer kann einem Dichter Einhalt thun? Lieber in ein Mühlenrad greifen. Das kostbarste aller Weihnachtsgeschenke, so kostbar, daß es kein König bezahlen kann; kostbarer als alles, was alle Frauen der Welt erhalten, seitdem Christus geboren, wird diese Weihnachten eine Pariserin bekommen: Frau v. Polignac — das Leben ihres Mannes. Gerade am 25. Abends, wenn die Lichter angezündet werden zum Bescheren, wird das Urtheil gesprochen werden, und Polignac, hofft man, würde das Leben behalten. Behüte einen Gott vor solchen angenehmen Ueberraschungen.

Neunzehnter Brief.

Paris, Samstag den 18. Dezember 1830.

. . . . . An der preußischen Constitution will ich wohl glauben, sie wissen dort vor Angst nicht mehr was sie thun. Es wird ein Spaß seyn, ihre Gesichter zu sehen, wenn sie in den sauren Apfel beissen. Aber was wird das auch für eine allerliebste Constitution werden! Frankreich hat großes Glück. Wer wird jetzt wagen, es anzugreifen? Vielleicht in der Verzweiflung thun sie es doch. Ich möchte jetzt einmal in Frankfurt bei * * * seyn, wo ich dieses alles schon vor zehn Jah-

ren vorausgesagt habe, und wo man mich ausgelacht. Und doch ist das alles noch nichts gegen das, was kommen wird. Näher darf ich mich darüber nicht erklären; aber Sie werden sich wundern. Ein Sperling wird zwei Tiger verzehren, und gebratene Fische werden verschiedene Arien singen. Und ein Dintenfaß wird austreten, und wird eine ganze Stadt überschwemmen. Und .... aber, um des Himmels willen, nicht geplaudert!

Ich mache Sie aufmerksam, im Constitutionnel den Gesetzvorschlag über die Civilliste zu lesen; besonders die Einleitung, wo von der göttlichen Bedeutung eines Königs so süß-romantisch gesprochen wird, daß man meinen sollte, es wäre in Deutschland geschrieben. Ich habe mich erschrecklich darüber geärgert. Man will achtzehn Millionen für den König. Das ist zwar nur die Hälfte von dem, was der vorige König bekommen, aber es ist immer noch die Hälfte zu viel. Es ist eine Krank-

heit König seyn, und man muß darum die Könige Diät halten lassen. Zehen Millionen sind genug. Auch hat das allgemeines Mißfallen erregt, und es heißt heute, das Gesetz soll zurückgenommen werden, und man wolle der Kammer frei stellen, wie viel sie dem Könige geben wollen. — Ich tröste mich wegen des Tabaks. Die ganze Welt dampft jetzt, das ersetzt mir die Pfeife. — Ich lese täglich das deutsche Journal und die Didascalia, was mir großen Spaß macht. Wie wenig gehet in Frankfurt vor. Dies merkt man erst hier recht, wenn man die dortige Zeitung liest. — Ich habe mich der Neugierde wegen in eine Art Casino aufnehmen lassen. Ich gehe heute Abend zum ersten Male hin. Es ist kostspielig, man zahlt monatlich dreißig Franken; aber die Einrichtung soll auch prächtig seyn. Ich will Ihnen, der Curiosität wegen, einige Stellen aus den Statuten abschreiben:

Ancien cercle de la rue de Grammont.

Art. III. „Les salons du cercle seront ouverts tous les jours, celui de lecture à neuf heures, les autres à midi; et fermés, les salons de lecture à minuit, les autres à deux heures après minuit. — Un dîner sera servi tous les jours à l'heure fixe. — Il sera servi tous les jours, et sans frais, de rafraîchissemens convenables, et un thé dans la soirée. — Art. XIII. Il pourra être fait des abonnemens mensuels, en faveurs des Français et des Etrangers, habitant momentanement Paris — le prix de l'abonnement est de 30 francs par mois. — Art. XX. La société n'ayant d'autre but que de former une union d'hommes de bonne compagnie, ayant la faculté de lire les journaux, brochures et livres nouveaux, de dîner ensemble, et de jouer les seuls jeux de commerce, Messieurs les sociétaires et abonnés s'inter-

disent toute discussion politique, et il est du devoir rigoureux de Messieurs les commissaires, de maintenir cette règle, et de le rappeler s'il arrivoit qu'un sociétaire l'oubliât.“ Iſt das nicht auffallend, daß man nicht von Politik ſprechen darf? Das iſt ja gerade wie bei uns uns.

Dienstag, den 21. Dezember.

Gestern war wieder ein unglückschwangerer Tag für Paris, Frankreich, die Welt, und heute, morgen kann das Gewitter losbrechen. Die Regierung hat schon seit acht Tagen eine Verschwörung entdeckt und viele Menschen sind arretirt worden. Man fordert das Leben der Minister, deren Prozeß sich wahrscheinlich morgen entscheidet. Gestern versammelten sich einige tausend Menschen vor der Pairs-Kammer mit drohenden Aeußerungen, und heute fürchtet man größern Aufruhr. Ich bin doch ein rechter Unglücksvogel! Ich mußte mir gestern einen Zahn herausnehmen lassen, und kann noch heute wegen meines dicken Gesichts nicht ausgehen. Ganz Paris kann heute in Flammen stehen, und ich werde nichts erfahren, bis heute Abend die Zeitung kommt. Sie freuen sich vielleicht

darüber und wünschen mir meine Zahnschmerzen von ganzem Herzen. Ich ärgere mich und dazu habe ich noch 20 Fr. für das Zahnherausziehen bezahlen müssen. Was man hier geprellt wird! Wie die Blutsauger hängen sich die Pariser an den Fremden und ziehen ihm das Geld aus. Ich hoffe, daß die Regierung Kraft genug haben wird, die Unruhen zu dämpfen, es bleibt aber immer eine bedenkliche Sache. Man kann auf die National-Garde nicht fest zählen; ein großer Theil derselben ist Rachedurstig gegen die Minister, und würde einem Volksaufstande keinen ernstlichen Widerstand leisten. Dazu gesellen sich noch 1) überspannte Köpfe, die eine Republik haben wollen. 2) Mäßigere, die mit dem Gange der Regierung nicht zufrieden sind, und eine liberalere Kammer und ein liberaleres Ministerium wünschen. 3) Die Anhänger Karls X. 4) Endlich die Emigrirten aus allen Ländern, Italiener, Spanier, Polen,

Belgier, die Frankreich in einen Krieg verwickeln wollen, damit es in ihrem eignen Lande auch endlich einmal zur Entscheidung komme. Diese Letztern sollen besonders großen Theil an der Aufhetzung haben. Heute wird die Pairs-Kammer von drei und dreißig tausend Mann National-Garden und Linien-Truppen beschützt seyn. Wenn es nur zu keiner neuen Revolution kömmt, mir thäte das bitter leid; denn es könnte alles wieder darüber zu Grunde gehen. Sie werden die Vertheidigungs-Rede der Minister wohl im Constitutionnel lesen. Am besten nach meiner Ansicht hat Peyronnet gesprochen, der doch gewiß der Schuldigste ist. Aber er ist ein Mann von festem Willen, und darum hat er auch am meisten gerührt; er hat geweint und weinen gemacht. Polignac zeigt sich als ein solcher Schwachkopf und seelenloser Höfling, daß man ihn bemitleiden muß. Er verdient

es gar nicht geklöpft zu werden. Der Advokat und Vertheidiger des Guernon Ranville, Namens Cremieux, der gestern gesprochen, ist aus Gemüthsbewegung in Ohnmacht gefallen und mußte weggebracht werden. In welcher schrecklichen Lage sind doch die vier unglücklichen Minister! Und ihre armen Weiber und Kinder! Gewöhnliche Verbrecher dürfen doch hoffen, die Richter würden ihnen das Leben schenken; aber die Minister müssen vor ihrer Freisprechung zittern, weil sie dann schrecklicher als durch das Schwert des Henkers, durch die Hände des Volks ihr Leben verlören. Am meisten dauert mich der Guernon Ranville. Dieser ist der Schuldloseste von Allen, er hat an den Ordonnanzen den wenigsten Theil genommen, er war nur schwach und ließ sich verführen. Und dieser ist krank und hat eine Krankheit, die ich kenne, die ich vor zwei Jahren in Wisbaden hatte, kann ohne Schmer-

zen kein Glied bewegen, und ſo, bleich, leidend, faſt ohne Kraft der Aufmerkſamkeit, muß er täglich ſieben Stunden lang in der Pairs-Kammer ſchmachten, und zuhören, wie man ſich um ſein Leben zankt! Dagegen war doch mein Rheumatismus, von Ihnen gepflegt, gewiß eine Seligkeit. Und doch ſtähle ich mich wieder und mache mir meine Weichherzigkeit zum Vorwurfe, wenn ich mich frage; aber jene Könige und ihre Henkersknechte, wenn wir aus dem Volke ihnen in die Hände fallen, haben ſie Mitleiden mit uns? Dieſe Miniſter, die dem Volke zur Rede ſtehen, werden doch wenigſtens öffentlich gerichtet. Sie ſehen ſich von ihren Freunden umringt, ſie lernen ihre Feinde, ihre Ankläger kennen, ſie dürfen ſich vertheidigen und das Geſetz verurtheilt ſie, nicht die Rache. Und wenn ſie auch als Opfer der Volkswuth fallen, weiß man doch, daß ſie unſchuldig gemordet. Wer aber in

Mailand, Wien, Madrid, Neapel, Petersburg wegen eines politiſchen Vergehens gerichtet wird, der gehet aus der Dämmerung des Kerkers in die Nacht des Grabes über, und ob ſchuldig oder unſchuldig, das weiß nur Gott.

Vormittags halb zwölf.

Mein Barbier (mein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten) erzählt mir eben, es ſähe ſchlecht aus in der Stadt. Das Militär und die National-Garden ziehen durch die Straßen. Das Volk ſchreit **vive la ligne! à bas la garde National! à bas Lafayette!** (da ſieht man doch ganz deutlich, wie dieſe Bewegung von den Carliſten angelegt) **la mort des Ministres!** vielleicht iſt es doch gut für mich, daß ich heute nicht ausgehen kann, und wenn Sie mir verſprechen, mir die zwanzig Franken zu erſtatten, die mir meine Zahnſchmerzen koſten, will ich mit allem zufrieden ſeyn und Gott preiſen. — Mein heutiger Brief wird auch nicht viel größer werden, als er jetzt ſchon iſt, ich habe keine Geduld zum Schreiben. Ich bin neugierig, was in der

Stadt vorgehet, und ärgerlich, daß ich nicht ausgehen kann. — Wie konnten Sie nur glauben, daß mich Polen nicht interessirt! Das ist ja der Hauptakt der ganzen Tragödie. Ich meine doch, ich hätte Ihnen darüber geschrieben, und genug vorgejubelt. Aber seit acht Tagen hörte ich von keiner neuen Revolution; das ist sehr langweilig. Ich bin wie die Branntweintrinker; nüchtern bin ich matt. Die Revolution, die heute Paris bedroht, schmeckt mir nicht. Das ist Gift und verderblich. Doch ich hoffe, es geht alles gut vorüber.

Zwanzigster Brief.

Paris, Freitag den 24. Dezember 1830.

Das war wieder eine merkwürdige Pariser Woche! Aber Sie in Frankfurt, wenn Sie nur die Zeitungen geleſen, wiſſen nicht weniger davon, als ich hier; denn ich habe gar nichts ſelbſt geſehen. Seit dem vorigen Samſtag habe ich wegen meines dicken Geſichts das Zimmer nicht verlaſſen, und erſt geſtern Abend war ich zum Erſtenmal wieder aus. Iſt das nicht ein einziger Ort, in dem man mitten in einem Volksaufruhr, umringt von einem Lager von

mehr als vierzig tauſend Soldaten, ſo ſtill und ſo einſam leben kann, wie auf dem Lande? Jetzt iſt alles vorüber. Wollen Sie genau wiſſen, was eigentlich der Kampf dieſer Tage für eine Bedeutung gehabt, und genauer als es irgend ein europäiſches Cabinet von ſeinem Geſandten erfahren wird? Es war ein Kampf zwiſchen der alten claſſiſchen und der neuen romantiſchen Parthei in der Politik, und letztere, die ſchwächſte, weil ſie die jüngſte und unerfahrenſte iſt, unterlag. Die romantiſche Parthei will individuelle Freiheit, die claſſiſche nur nationelle haben. Wenn Sie von Carliſten leſen, glauben Sie kein Wort davon. Natürlich haben dieſe den Zwieſpalt benutzt, aber angeſtiftet haben ſie ihn ſicher nicht. Aber wie ſchade, daß ich dieſe ſchöne Oper nicht mit angeſehen. Vierzigtauſend Mann National-Garden, wie Rieſenbeſen die Straßen ſäubernd, und ſo unverletzend wie dieſe; denn es iſt kein Tropfen Blut vergoſſen

worden. Dann Nachts bei Wachtfeuer auf der Straße bivouacquirend; die tobende Menge, der König ſelbſt patrouillirend, die vereinigten Studenten, über fünftauſend, umherziehend und Ruhe und Ordnung ſchreiend — welche Scenen! Das Einzige an der Sache iſt romantiſch ſchön, daß die Miniſter nicht am Leben beſtraft worden. Das wird freilich die Despoten in Liſſabon, Mailand und Petersburg nicht abhalten, ihre wehrloſen Gefangenen zu morden; aber das wird doch der Welt zeigen, daß Völker edler ſind als Fürſten. Geſtern Abend dachte ich noch nicht daran, auszugehen, ich wollte es erſt heute; da ſah ich zufällig durch die Spalte des Fenſterladens, und bemerkte etwas ungewöhnlich Helles. Ich öffnete den Laden und ſah zu meiner Ueberraſchung, daß das gegenüber ſtehende Haus illuminiert war. Da zog ich mich ſchnell an, ließ einen Wagen kommen, und fuhr eine Stunde lang in der Stadt

herum. Viele Häuser waren illuminirt, theils aus Freude, daß die Ruhe wieder hergestellt, theils zur Ehre des Königs, der noch spät von einer Revüe der Nationalgarde zurückkehrend, zu Pferde die Straßen durchzog. Er hatte von gestern Mittag bis gestern Abend neun Uhr alle Quartiere der Stadt besucht und in jedem Quartier die National-Garden gemustert. Ueber den König ist nur eine Stimme. Alle Partheien (natürlich nur die Carlisten nicht) lieben ihn. Auch ist er ganz wie die Franzosen einen König lieben und brauchen. Er ist ein Bürger-König. Zwar ist er das aufrichtig, und so viel aus Temperament und Gesinnung als aus Politik; aber dabei ist er es auch zugleich theatralisch. Er spricht gut, leicht, von Herzen, aber doch mit Pathos und Geberden, wie man es hier gern hat. Es ist so leicht ein guter König seyn, und es kostet die Fürsten viel größere Anstrengung, sich verhaßt

zu machen bei ihren Unterthanen, als es sie kosten würde, ihre Liebe zu erwerben! ... Der einzige schöne Charakter der neuesten Zeit ist und bleibt doch Lafayette. Er ist die altgewordene Schwärmerei, wie sie nie, nicht einmal gemalt worden ist. Er ist bald 80 Jahre alt, hat alle Täuschungen, alle Verräthereien, Heuchelei, Gewaltthätigkeit jeder Art erfahren — und noch glaubt er an Tugend, Wahrheit, Freiheit und Recht! Solche Menschen beweisen besser, daß es einen Gott gibt, als das alte und neue Testament und der Koran zusammen. Noch heute, zwar von vielen geliebt, von allen geachtet, aber auch von allen verkannt, wird er nur von seinen Feinden nicht betrogen, die ihren Haß offen aussprechen; aber von seinen Freunden gebraucht, mißbraucht, getäuscht und oft verspottet. Er ist wie ein Gottesbild im Tempel, in dessen Namen heuchlerische Priester fordern, wonach ihnen selbst

gelüſtet, und die heimlich das gläubige Volk und ſeinen Gott auslachen. Er aber gehet ſeinen Weg unveränderlich wie die Sonne, und unbekümmert, ob die Guten ſein Licht zu guten Handlungen oder die Böſen zu ſchlechten gebrauchen. Wie lange wird es noch dauern, bis Frankreich Lafayette's würdig iſt! Aber es wird einmal kommen. Er erſcheint mir wie die Mauer einer neuzugründenden Stadt, die man rund umhergezogen, und inwendig iſt noch alles öde und kein Haus iſt gebauet.

Samſtag den 25. Dezember.

Als ich geſtern über die Rue de la paix ging, begegnete ich einem Trupp National-Garden, Trommel voraus, die auf einer Bahre die Lorbeerbekränzte Büſte des Königs trugen, ich weiß nicht wohin, wahrſcheinlich in eine

Wachtſtube. Luſtig Volk die Franzoſen; den ganzen Tag Komödie. — Jetzt macht die Schuljugend der Regierung wieder viel zu ſchaffen, und ich habe meine herzliche Schadenfreude daran. Die Schulen haben in dem Aufſtande dieſer Tage zur Herſtellung der Ruhe ſehr viel beigetragen. Nun hat vorgeſtern die Kammer den Schulen feierlichſten Dank votirt. Dieſe aber haben geſtern Abend in einer Zeitung Proclamationen drucken laſſen, worin ſie höhniſch der Kammer ſagen: Euren Dank begehren wir nicht, gebt uns die Freiheit, die ihr uns verſprochen, „la liberté qu'on nous marchande maintenant et que nous avons payé comptant au mois de Juillet.“ O wie Recht haben ſie! Ihr in Deutſchland braucht gar nicht ſo ſtolz zu ſeyn, wir haben hier ſo dumme Leute als dort auch. Hier ſagen ſie auch, die Franzoſen ſind noch nicht reif zu mehr Freiheit als ſie jetzt beſitzen, das müſſe der Zukunft

überlaſſen bleiben. Und ſo bleiben ſie nun ſtehen; bis die Zukunft im Galopp herkömmt und ſie umwirft, ſtatt wenn ſie der Zukunft entgegen gegangen wären, alles friedlich wäre geordnet worden. Ganz gewiß, Frankreich wird früher oder ſpäter noch eine Revolution erleiden. Es iſt der Fluch der Menſchen, daß ſie nie freiwillig vernünftig werden, man muß ſie mit der Peitſche dazu treiben. Es iſt zum Verzweifeln, daß Lafayette, der Einzige, der es aufrichtig mit der Freiheit meint, einen ſo ſchwachen Charakter hat. Er, wenn er wollte, könnte alles durchſetzen. Er brauchte nur zu drohen, er würde das Commando der National-Garde aufgeben, und ſich zurückziehen, wenn man den Franzoſen nicht gäbe, was man ihnen verſprochen, und der König, die Miniſter und die Kammer müßten nachgeben.

Der König von Bayern glaubt wahrſcheinlich, weil er ſo viel gereimt hat in ſeinem

Leben, dürfte er sich auch Ungereimtes erlauben. Der Liesching, den ich viel kenne, ist der fünfte Schriftsteller, der seit kurzem auf so schnöde Weise von München verjagt worden. „Vor der Hand als unpassend ausgewiesen,“ ist sehr schön gesagt. Der deutschen Despotie werden vor Alterschwäche die Glieder steif. Dieses Betragen der bayerischen Regierung ist so ganz über die Maaßen dumm, so ganz ungewöhnlich verkehrt, daß ich denken möchte, es steckt unter der Dummheit eine Art Superklugheit; daß sie nehmlich unter dem Scheine des Einverständnisses mit der jetzt völlig toll gewordenen Bundesversammlung ihre eigenen Plane verfolgt. Anders kann ich mir es nicht erklären. Aber vielleicht irre ich mich auch; es giebt nichts Genialischeres als der Blödsinn einer deutschen Regierung, er ist gar nicht zu berechnen.

Was mir an der polnischen Revolution

am besten gefällt, ist, daß man in Warschau den Chef der geheimen Polizei gehenkt hat, und daß man die Liste aller Polizei-Spione drucken läßt. Das wird, hoffe ich, den Spionen anderer Länder zur Warnung dienen. Diese geheime Polizei gibt einer despotischen Regierung weit mehr Sicherheit, als es ihre Soldaten thun, und ohne sie wäre die Freiheit schon in manchem andern Lande festgestellt. Die geheime Polizei hat in Warschau täglich 6000 Gulden gekostet. Diese Notizen und andere Papiere, die sich auf die Polizei beziehen, hat man in Constantins Schlosse gefunden. Dreißig junge Leute von der Cadettenschule drangen in das Schloß. Die Hälfte davon ist geblieben. Drei Generale wurden im Vorzimmer Constantins getödtet. Dieser rettete sich mit Mühe. Die Verschwornen begegneten Constantins Frau, vor der sie sich sehr artig verneigten und sagten, mit ihr hätten sie nichts zu

ſchaffen, ſie ſuchten nur ihren Mann. Ich fürchte aber, den armen Polen wird es ſchlecht gehen. Der Kaiſer Nicolaus ziehet ihnen mit Macht entgegen, und ich weiß nicht, wie ſie widerſtehen können. Doch verlaſſe ich mich auf Gott. — — — Gemüthsbewegung! nein. Das iſt nicht wie früher, wo wir in einer ſchweren Kutſche ſaßen, und mit der guten Sache langſam fortrollten, geſtoßen wurden, langſam den Berg hinaufſchleichen mußten, auch manchmal umgeworfen wurden — jetzt trägt uns ein großes Schiff ſchlafend über das Meer, und der Wind treibt ſchnell. Kein Staub, kein Rütteln, keine Müdigkeit. Stürme können kommen, Klippen; aber das macht mich erſt recht munter. Die kleinen Zänkereien, das weibiſche Keifen des Schickſals, nur das konnte mir Gemüthsbewegung geben. Die Tyrannei kann uns noch einmal beſiegen; aber dann wird es doch im offnen Kampfe geſchehen;

nachdem wir uns gewehrt haben. Uns wie Hunde prügeln und an die Kette legen, damit ist es aus. Nur nicht wehrlos fallen. Ich bin sehr ruhig, und schwimme vergnügt wie ein ungesalzener Häring im Weltmeer herum.

Ein und zwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 26. Dezember 1830.

Ich ſcherze und bin doch ganz von Herzen betrübt, und aus Verzweiflung ließ ich mir eine Taſſe Chocolade holen. Ich will denken, die Chocolade habe mir dickes Blut gemacht, ſonſt nichts. Aber meine Träume von Frankreichs Freiheit ſind auch dahin. In der Politik iſt weder Sommer noch Winter, es iſt der erbärmlichſte Revolutions-Frühling, der mir je vorgekommen. Nicht warm genug des Feuers zu entbehren, und nicht kalt genug zum Ein-

heißen, frösteln man ohne Rettung. Bei uns zu Hause weiß man doch woran man ist; es ist Winter und man trägt Flanell. Es ist doch ein schönes Land, wo, wie ich gestern in deutschen Zeitungen gelesen, man sich auf der Straße und in den Casinos bang und freudig einander fragt, wird der Herzog von Coburg wieder heirathen oder nicht? und man schweigt und lächelt — und wo der Staatsrath Nitbuhr in Bann, da er gedruckt gelesen, er habe früher in Rom mit da Potter Umgang gehabt, mit Händen und Füßen gegen diese Lästerung zappelt, wie ein Kind gegen das kalte Waschen, und behauptet auf Ehre, er habe diesen Unheilstifter nie mit den Fingern berührt! Aber hier? die Wiesen waren schon grün und jetzt schneit es wieder darauf. Die Kammer, diese alte Kokette, die sich schminkt, Mäulchen macht und auf die Jugend lästert — ich könnte sie ausspeitschen sehen. Als sie noch selbst jung

war, war ſie ſo ſchlimm als Eine. Man hat Lafayette als Commandant der Nationalgarde abgeſetzt, und der Kriegsminiſter hat der ganzen polytechniſchen Schule Arreſt gegeben! Dieſe jungen Helden waren es, welche den Kampf im Juli gelenkt, und ohne ſie wären alle Deputirten und alle dieſe Miniſter vielleicht eine Speiſe der Raben geworden. Lafayette war es, der die Revolution rein erhalten und vor Anarchie bewahrt, und ihm hat Orleans ſeine Krone und die Fürſten Europa's zu verdanken, daß Frankreich keine Republik geworden. Er hat dem Volke geſagt, es wäre möglich, daß ein König die Freiheit liebe, und man hat es ihm geglaubt. Behüte mich Gott, daß ich je Theil an der Staatsgewalt bekomme! Ich ſehe es hier an den Beſten, daß, ſobald man zur Macht kömmt, man erſt das Herz, dann den Kopf verliert, und daß man vom Verſtande nur ſo viel übrig behält, als man braucht, das

Herz nicht wieder aufkommen zu laſſen. Es iſt hier keine Zweideutigkeit, kein Unverſtand, keine Deutelei — man hat wörtlich nicht Wort gehalten, man hat dem Volke nicht gegeben, was man ihm verſprochen. Die Machthaber reden hier ganz ſo wie bei uns: von wenigen Unruhſtiftern, die das Volk verführten, von jugendlicher Schwärmerei, von Republikanern. Aber kein Menſch will Republik, man verlangt nur die republikaniſchen Inſtitutionen, die man in den Tagen der Noth verſprochen. Für die Machthaber hier (wie bei uns) fängt da, wo ihr eigner Vortheil aufhört, die Schwärmerei an. Eben erzählte mir Jemand, man ſpräche heute davon, Laffitte und Dupont würden aus dem Miniſterium treten, und der Präfect von Paris abgeſetzt werden. Ich zweifle nun zwar gar nicht, daß die Regierung mächtig genug iſt, es durchzuſetzen, und jeden gefährlichen Ausbruch zu verhüten. Aber was wird dabei

gewonnen? die Ruhe, die ſich auf eine allgemeine Zufriedenheit aller Bürgerklaſſen gründet, die einzig wünſchenswerthe und dauerhafte, wird ſie auf dieſe Weiſe nicht gründen. Die Unzufriedenheit wird ſich aufhäufen, die Misvergnügten werden ſich vermehren, bis ſie ſtärker werden als die Regierung, und dann gehet der Kampf von neuem an. Wenn ich einmal Miniſter werde, halten Sie mir meine demokratiſchen Briefe vor die Augen. Ich weiß ſchon jetzt, was ich Ihnen antworten werde — nichts werde ich antworten. Ich werde lächeln und Sie auf meinen nächſten Ball einladen, und dann werden Sie auch lächeln. Wir Miniſter und Ihr Menſchen, wir ſind nun einmal nicht anders. Jetzt will ich mich ankleiden und die Zeitungen leſen, neuen Aerger zu ſammeln. Im Rocken iſt mehr Nahrungsſtoff als in Kartoffeln, im Weizen mehr als im Rocken, aber am meiſten iſt im Aerger. Schnee und

Weh ist hier das Neueste. Habt Ihr auch Schnee? nach Weh brauche ich wohl nicht zu fragen.

Dienſtag, den 28. December.

Ich glaube nicht, daß ich Talent zu poetiſchen Naturbeſchreibungen habe; ich grüble zu viel und ſammle mehr Wurzeln als Blüthen. Aber mit der Reiſe, nach wiederhergeſtellter Ruhe, damit haben Sie recht. Ich möchte wohl gern einmal Seelenfrieden genießen. Bis künftiges Jahr ſind die Oeſterreicher aus Italien verjagt, und dann könnte man hinreiſen. Zwar wird es alsdann in Italien noch nicht ruhig ſeyn, aber nur die ſchreckliche Ruhe unter Oeſterreich könnte mich aus dem Lande entfernt halten, nicht die Unruhe der Freiheit, noch die der erzürnten Natur. Was der **** prophezeihet, iſt auch mir offenbart worden. Man wird es in Frankfurt früher als in Pa-

ris erfahren. Fürchterlich! Es ſteht mir klar vor Augen, wie die Schmiede der Zeit mit ihren kleinen Meſſern die großen Senſen wetzen. — Hieſige Blätter ſagen beſtimmt, im nächſten Monate würde in Preußen eine Conſtitution promulgirt werden, und ein Brief aus Berlin, den ich geſtern geleſen, behauptet das Nehmliche. Aber eine Conſtitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein Werk der Finſterniß werden. Die Freiheit, die man von Herren geſchenkt bekömmt, war nie etwas werth; man muß ſie ſtehlen oder rauben.

Es iſt doch gar zu traurig mit Briefen, die ſo weit aus einander ſtehen, wie die Unſrigen; man wünſcht einem viel Vergnügen zum bevorſtehenden Schmauſe, und wenn man den guten Wunſch lieſt, hat man ſchon den Katzenjammer. Sie wiſſen in Ihrem Briefe noch den Ausgang des Prozeſſes nicht, und was iſt

ſeitdem nicht! Alles vorgegangen! Paris hat jetzt wirklich den Katzenjammer vom Schmauſe im Juli, und bei mir thut der Ekel vom Zuſchauen dieſelbe Wirkung, wie bei den Andern das Trinken. Die Regierung iſt jetzt ganz in den Händen von Mechanikern, die den Staat als eine Uhr betrachten, wozu ſie den Schlüſſel haben, und die gar nichts wiſſen von einem Leben, das ſich ſelbſt aufzieht. Das Herz ſoll ſchlagen zur beſtimmten Minute, und das nennen ſie Ordnung! Es iſt alles wie bei uns, nur daß bei uns Werk und Zifferblatt bedeckt ſind, hier aber ſich in einem gläſernen Gehäuſe befinden, das alle Bewegungen ſehen läßt; der Gang iſt der nehmliche.

Mit dem hieſigen Caſino bin ich ſehr getäuſcht worden. Das ſind meiſtens alte, reiche und vornehme Leute, die mit einander flüſtern und ſehr ariſtokratiſch ausſehen. Der Fluch

geſchloſſener Geſellſchaften iſt ſehr deutlich ausgedrückt in dieſen verſchloſſenen Geſichtern. Man meinet es wären Diplomatiker. Ich werde nicht wieder hingehen, und für die funfzehn Franken, die ich bezahlen mußte (für 14 Tage) habe ich doch ein neues Beiſpiel zu meiner alten Theorie gefunden: Langeweile iſt die Tochter des Zwanges, und Freiheit iſt die Mutter geſelliger Freuden. Wie kann es anders ſeyn? In dieſem Caſino darf nicht von Politik geſprochen werden. Und dürfte man nicht vom Monde ſprechen, doch ſonſt von allem, das hätte die nehmlichen Folgen. Jeder Zwang iſt Gift für die Seele.

Wir haben jetzt prächtiges Wetter! Auf die Kälte eines Tages folgte gleich Thauwetter. Dreck bis an die Knie (es iſt ein gutes ehrliches deutſches Wort), die Gaſſen ein Eismeer. Es iſt doch ſonderbar, daß ſich die

Franzoſen aus dem Drecke nichts machen! Sie gehen luſtig durch, als gingen ſie über eine Blumenwieſe. Aber ein paar Grade Kälte bringt ſie zur Verzweiflung. Sie ſperren ſich dann gleich ein. Was bin ich ſo vergnügt, daß ich acht Paar gute waſſerdichte Stiefeln mit hieher gebracht. Es macht mir die größte Freude, ihre deutſche Treue auf die Probe zu ſtellen und damit durch den Schlamm zu waden. Pariſer Sohlen ſind nicht dicker als zwei über einander gelegte Oblaten, man könnte den Puls hindurch fühlen.

Ich hoffe doch mit Vielen hier, die Polen werden es durchſetzen. Man gewinnt immer, wenn man keine andere Wahl hat als zwiſchen Sieg oder Tod. Vom Kaiſer Nikolaus iſt keine Gnade zu hoffen, die Polen müſſen ihn begnadigen. Wie es im Preußiſch-Polen ausſieht, weiß ich nicht, die heutigen Zei-

tungen ſprechen auch von einer Revolution, die ſich dort begeben haben ſoll. Von Oeſterreichiſch-Polen darf man, wie ich glaube, etwas erwarten. Das kluge Oeſterreich kann ſich da vielleicht eine dumme Falle gelegt haben. Die italieniſchen Regimenter, welchen ſie nicht trauten, haben ſie ſchon vor mehreren Jahren aus ihrem Vaterlande gezogen und ſie nach Gallizien verſetzt, und jetzt, wenn ſich die Polen inſurgiren, ſind dieſe Regimenter wahrſcheinlich geneigt, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Sei einer klug heute; betrüge einer den lieben Gott!

Nun Glück zum neuen Jahre! und möge es uns und unſern Freunden im neuen Jahre beſſer gehen, als Kaiſern und Königen. Das ſind beſcheidene Wünſche, die wohl der Himmel erhören wird. Ich werde dem Conrad ſagen: wenn ein Kaiſer kommt, ſehen Sie ihm

auf die Hände und laſſen ihn nicht allein im Zimmer. Im nächſten Jahre wird das Dutzend Eier theurer ſeyn als ein Dutzend Fürſten.

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris, Freitag den 31. Dezember 1830.

Die polnischen Juden zeigen sich brav, sie wollen sich ein Vaterland erkämpfen. Waffen in der Hand, das sind bessere Gründe, Freiheit zu gewinnen, als Prozeßschriften beim deutschen Bundestage eingereicht. Schon im Jahre 1794 haben sich die polnischen Juden gut gehalten; sie bildeten damals ein eigenes Regiment, das, als der wilde Suwarow nach Warschau kam, ganz ausgerottet worden. Wie wird es diesesmal werden? — Heute, diese

Nacht wird etwas Großes, etwas Entsetzliches geschehen. Es wird ein Sturm seyn, der die Menschheit dahin schleudern wird, wohin sie der Compaß, selbst bei der günstigen Fahrt dieser Zeit, erst spät geführt hätte. Wenn das Schicksal die Stunde nicht verschläft, wird es eine entscheidende Nacht werden.

Gestern Abend war ich in einer Gesellschaft, die man in Paris nicht suchen würde — in einer philosophischen „Conversations philosophiques“ stehet über den gedruckten Einlaßkarten. Junge Leute, Schriftsteller und andere, aber sehr elegante Herren, mit den feinsten Röcken und Cravatten, versammeln sich an bestimmten Tagen in einem sehr eleganten Lokale, und philosophiren bei Limonade, Orgeade und Himbeersaft. Mir war das amusanter als die Variétés. Immer zwei stehen beisammen, um sie bildet sich eine Zuhörer-

Gruppe, und wird dann geſtritten über Gott, Unſterblichkeit, äußere Sinne, innere Sinne, Natur, Attraction, daß es eine Luſt iſt. Hegel würde vergehen vor Lachen. Keiner weiß, was er will. Es gibt nichts komiſcher. Und doch begreife ich nicht recht, warum dieſe guten Leute darin ſo zurück ſind. Zwar waren die Franzoſen nie tiefſinnige Philoſophen auf deutſche Art; doch hatten ſie im vorigen Jahrhunderte in einer gewiſſen praktiſchen Philoſophie viel Gewandtheit erlangt, und die Schriften und die Geſellſchafter der damaligen Zeit waren ganz parfümirt davon. Es ſcheint aber, in der Revolution haben ſie das alles wieder vergeſſen, und die jungen Leute fangen jetzt von vorn an. Einer fragte mich, ob ich mich auch mit Philoſophie beſchäftigt? Ich ſagte: O gewiß, uns Deutſchen iſt die Philoſophie Kinderbrei. Ein Anderer fing mit mir an von Kant zu ſprechen, und als er glaubte ich hätte den Namen nicht

verſtanden, dachte er wohl, er hätte ihn falſch ausgeſprochen und wiederholte Känt. Ein Dritter ſagte mir, Anatomie wäre die Hauptſache in der Philoſophie. Ich antwortete: Ganz gewiß. Wären Sie keine Frauenzimmer ich könnte Ihnen noch die ſchönſten Dummheiten erzählen; aber Sie verſtehen das nicht. Und mit welcher Leidenſchaftlichkeit wurde geſtritten! Ich dachte ſie würden ſich einander in die Haare fallen. Aber die Franzoſen haben eine bewunderungswürdige Gewandtheit, einen Streit bis an die Grenze der Beleidigung zu führen, ohne dieſe zu überſchreiten, und mit den Händen ſich einander unter die Naſe zu geſticuliren, ohne ſich Ohrfeigen zu geben. Ich ſaß auf einem Sopha von blauer Seide, unter den Füßen eine Decke von Pelz, trank ein Glas Orgeade nach dem andern und beneidete das glückſelige Volk, das gar nichts weiß, von dem, was es nicht weiß, entgegengeſetzt

uns armen Deutſchen, die wir am beſten kennen, was wir nicht kennen. „Eh bien je vais vous exposer ma doctrine“ ſagte einmal ein junger blaſſer Menſch mit einem Schnurrbarte zu einem Andern ohne Schnurrbart . . . und da ſagte er ihm etwas, was in jedem deutſchen ABC-Buche ſtehet.

Samstag, den 1. Januar 1831.

„Prost neu Jahr!“ Aber es ist eine dumme Geschichte, ich bin schon gewohnt daran, es ist schon Mittag. Dieses Jahr ist mit Zähnen auf die Welt gekommen, und will sich nicht wickeln lassen. Es wird mit Blut getauft werden. Könnte ich nicht einen Kalender schreiben? Ich spräche wie ein Prophet. Ein großer Fürst wird sterben in diesem Jahre. Aber das ist falsch prophezeihet; es lebt gegenwärtig kein großer Fürst. Aber der Frühling wird naß werden (nicht von Wasser) der Sommer heiß (nicht blos von der Sonne) und der Herbst gut (nicht blos an Wein). — Unser König hier soll und will in die Tuilerien ziehen,

weil das Palais-Royal wirklich zu klein iſt, und auch ſonſt zur königlichen Wohnung nicht ſchicklich. Aber die Königin ſträubt ſich mit aller Macht gegen die Tuilerien. Sie ſagt, das wäre une maison de malheur. Die Frau hat Recht und ich hätte auch abergläubiſche Furcht davor. — Beim Conſeil in Genf wurde von einem Deputirten der Antrag gemacht, den Juden die bürgerliche Freiheit zurückzugeben, die ſie bis zum Jahre 1816, wo die franzöſiſche Herrſchaft aufhörte, genoſſen haben. Der Antrag wurde von Vielen unterſtützt. Die Zeit wird auch bald für Deutſchland kommen, wo die bürgerlichen Verfaſſungen Verbeſſerungen erfahren werden, und das nicht blos durch Revolution, ſondern auch auf friedlichem Wege, weil die Regierungen nicht länger werden ausweichen können. Dann wird auch wieder von Juden die Rede ſeyn, und unſere Juden thun ſo Vieles, ſich bei den Freunden der Freiheit

unbeliebt zu machen. Ich begreife das nicht recht. Dieſe Menſchen ſind doch ſonſt ſo klug auf ihren Vortheil und wiſſen immer den Mantel nach dem Winde zu hängen. Was wollen ſie denn jetzt noch von den Fürſten und Miniſtern haben? Es iſt nichts mehr an ihnen zu verdienen. Sie ſollten ſich jetzt dem Volke zuwenden, ihre Geldkaſten verſchließen, und den großen Herren den Rücken zukehren.

Drei und zwanzigſter Brief.

Paris, Dienſtag den 4. Januar 1831.

Saphir iſt hier, und ſein Anfang iſt nicht ſchlecht. Schon haben einige Blätter von ihm geſprochen, als von Einem, den der Zorn ſeines Königs verfolgte. Da wird nun natürlich auch gelogen, ſo viel nöthig iſt, um einen guten Witz zu machen. Im Figaro ſtand ohngefähr Folgendes: Der König von Baiern, ſelbſt Poet, habe aus poetiſcher Eiferſucht den Saphir verjagt. . . . Der Vorwand ſeiner Verbannung wäre geweſen, weil er gegen das

Theater geschrieben, der eigentliche Grund aber, weil Saphir dem König ein hübsches Mädchen abwendig gemacht. Sie hätten sich entzweit pour une bavaroise (das bekannte Kaffehaus-Getränk). Der König von Baiern wird genannt: „sa majesté brutale.“ Als ich das las, habe ich treuer deutscher Unterthan aller Fürsten ohne Unterschied mich gekreuzigt. Aber der König von Baiern beträgt sich doch gar zu wunderlich. Das ist ein Gelehrter, der bringt seine Verirrungen in ein System und da ist keine Hülfe mehr. . . . Es ist gar keine Möglichkeit, die deutschen Regierungen zu parodiren. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit, als ich mich darüber geärgert, daß man hier für die Zeitungen die Cautionen beibehalten, geschrieben: es wäre recht spaßhaft, wenn sie in Deutschland das mit den Cautionen nachahmten. Censur und Caution! Das sollte ein Witz von mir seyn, im Ernste

hielt ich das für nicht möglich. Aber es ist eingetroffen. In einem hiesigen Blatte las ich heute aus Baiern, daß man von einem gewissen Coromans, der eine Zeitung herausgeben will, Caution verlangt habe. Das ist gerade, als wolle man von einem, den man in den Kerker wirft und an Händen und Füßen kettet, noch eine Caution fordern, daß er nicht fortläuft.

Ich habe in der Berliner Zeitung die Proklamation des russischen Kaisers an die Polen gelesen. Sie ist im alten Style datirt und im alten Style geschrieben. Der spreizt sich! der will den Helden machen und den europäischen Fürsten zeigen, wie man mit Revolutionen fertig wird. Schlimm für die Polen, wenn es ihm gelingt, aber dann noch schlimmer für die andern Fürsten. Sie werden es ihm nachmachen wollen, sie werden die

Zügel losloſſen, durch welche ſie bis jetzt mit ſo großer Anſtrengung ihre eigne Leidenſchaft gebändigt, ſie wird durchlaufen und ſie abwerfen. — In München und Göttingen waren auch wieder Unruhen. Deutſchland zahnt. Das arme Kind! Nichts iſt komiſcher als die Art, wie die deutſchen Regierungen von ſolchen Unruhen Bericht erſtatten. Sie ſtellen ſich an, als wäre ihnen an ſolchen unbedeutenden Vorfällen nicht viel gelegen, und ſind doch voll tödtlicher Angſt. Sie machen Geſichter wie Menſchen, die Leibſchmerzen haben und ſich luſtig ſtellen wollen. — — Die alte Genlis iſt geſtorben. Sie ſtarb den ſchönen Tod auf dem Schlachtfelde — die Feder in der Hand. Sie hat viel gelebt und viel erlebt. Wenn die an das Himmelsthor kommt, welch merkwürdigen Paß kann ſie vorzeigen, von allen Regierungen viſirt, von allen Zeiten geſtempelt! Sie kann ſich nicht beklagen, ſie hat

ein empfängliches Herz gehabt und hat tausend Jahre gelebt.

. . Was glauben Sie wohl, das mich hier täglich am meisten daran erinnert, daß jetzt Frankreich mehr Freiheit hat als sonst? Der Telegraph. Unter der vorigen Regierung war ich zwei Jahre in Paris und ich kann mich keinen Tag erinnern, wo ich den Telegraphen aus dem Tuilerien-Garten nicht in Bewegung gesehen. Aber seit einem Vierteljahre, das ich jetzt hier bin, habe ich, so oft ich auch in den Tuilerien war, den Telegraphen noch nicht einmal arbeiten gesehen. In Friedenszeiten hat der Telegraph nur gesetzwidrige Befehle zu überbringen. Die Herrschaft der Gesetze bedarf keiner solchen Eile und duldet keine solche Kürze. Wie schön und frühlingswarm war es gestern in den Tuilerien! Dort habe ich Paris am liebsten. Die Wege sind so

breit, und breite Wege ſind zu eng für Philiſter; da fürchte ich keinem zu begegnen, ſchlenkere ſorglos umher und ſehe Jedem ins Geſicht. Es iſt nicht möglich, in den Tuilerien kleinſtädtiſch zu bleiben. — Geſtern bemerkte ich wieder eine artige Pariſer Charlatanerie. Auf der Straße ſah ich eine Art Diligence, angefüllt mit Knaben, und auf allen Seiten des Wagens ſtand mit großen Buchſtaben geſchrieben: Inſtitut von Herrn N. zu Paſſy, Straße, Nr., und ſo wurden die fröhlichen Kinder als lebendige Muſterkarten eines Inſtituts in Paris herumgefahren, andere Kinder und ihre Eltern anzulocken. Hier verſtehet man die Geſchäfte.

Vierundzwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 6. Januar 1831.

Suchen Sie sich Diderots Briefe zu verschaffen. Ich bin jetzt mit dem zweiten Theile fertig. Daß so breite Briefe zugleich so tief seyn konnten — ich hätte es nie gedacht. Sie nehmen kein Ende, und doch höret das Vergnügen, sie zu lesen, nur mit jeder letzten Zeile auf. Alles ist darin, das Schlechte und Gute, Schöne und Häßliche, Gift und Balsam, Gestank und Wohlgeruch, Ekel und Erquickung

des achtzehnten Jahrhunderts. Denn man muß jene Zeit als die Apotheke betrachten und die französischen Schriftsteller als die Apotheker, welche unser Jahrhundert geheilt haben. Sollten Sie wohl glauben, daß ich Mensch, ein Vierziger, der alle sieben Farben durchgelebt hat, mehr als zwanzig Male dabei roth geworden bin? und ich war doch allein — aber allein mit Gott und der Natur. Ein Frauenzimmer darf das ohne Furcht lesen; kann sie das verstehen, kann sie nicht mehr erröthen. Welche Unsittlichkeit. Es ist wahr, die französische Sprache ist eine Art Flor, der den häßlichen Anblick blässer und milder macht; aber der Deutsche, der sich beim Lesen das übersetzt, ziehet den Flor weg, und schaudert zurück. Jene Menschen hätten doch wenigstens aus Dankbarkeit die Zucht mehr schonen sollen, da sie ihnen das Vergnügen verschafft, sie zu verspatten und mit Füßen zu treten. Und

wo sie Recht haben, das ist am Schrecklichsten! Den schönen Aberglauben der Unschuld, der eine irdische Freude zur himmlischen macht, zerstören sie, und von der ganzen Ewigkeit bleibt nichts übrig, als eine Minute. Und so verfuhren sie mit der Tugend und mit der Religion. Waren jene Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts darum sittenlos, entartet, schlecht, gottlos? Gewiß nicht. Sie führten Krieg. Die Heuchelei hatte sich mit der Sittsamkeit umhüllt; sie mußten diese zerreißen, um jene in ihrer häßlichen Nacktheit zu zeigen. Die Priesterschaft hatte sich hinter der Religion verschanzt; sie mußten über die Religion wegschreiten, um zu den Pfaffen zu gelangen. Der Despotismus führte das Schwert der Gesetze; sie mußten ihn entwaffnen, um ihn zu besiegen. Daher jene Zeit der Sittenlosigkeit, des Unglaubens, der Anarchie. Sie ist vorüber, Frankreich gesunder als je gewesen, und Doktor und Apotheker sind verschmäht, vergessen.

Samstag, den 8. Januar.

Heute ist es sehr kalt, ganz Winter. Wie geht es Euch? Aber was liegt daran! Gegen Frost hat man Kamine und warme Kleider; wenn nur das Herz nicht friert. Die deutschen Frostkünstler (so übersetze ich sehr sauber das französische Glacier) mögen nur diesmal ihren Eiskeller recht reichlich versehen, hoch hinauf bis an das Gewölbe; denn es wird ein heißer Sommer werden. Und wer weiß, ob es im nächsten Jahre wieder friert. Ich denke, die Bären sollen es in unserm Lande nicht lange mehr aushalten können. — Haben Sie Victor Hugo's Gedichte schon gelesen? Ich empfehle Ihnen auch seine Romane: Le dernier jour d'un condamné; Bug-Jargal; Han d'Islande. Alles herrlich, voll Sommergluth; aber man sehnt sich manchmal nach Schatten

und Kühle, und die fehlen. Kaum gehet die Geſchichte auf, ſo ſtehet ſie ſchon im vollen Mittagsglanze da, gehet im vollen Mittagsglanze unter; die Augen thun Einem weh und man verſchmachtet vor Hitze. Hugo iſt erſt einige und zwanzig Jahre alt, aber das Alter kann ihn nicht ändern; denn die romantiſche Poeſie, (wie man das hier nennt) iſt erſt in ihrer Jugend, und das ganze Geſchlecht wird darüber hingehen, bis ſie beſonnener wird und ſich mäßigen lernt, und lernt Gründe annehmen. Ich habe den Hugo etwas weniges geſprochen, bin aber gar nicht begierig ihn näher zu kennen; denn es iſt nicht nöthig und nicht möglich. Dem geiſtreichſten franzöſiſchen Schriftſteller liegt die ganze Seele vorne im Munde; ſie hat kein geheimes Kabinet, keine Hinterthüre, wozu man blos nach genauerer Bekanntſchaft dringt. Hugo iſt mündlich nicht anders wie die Andern. Das iſt nicht wie bei uns.

Ein deutſcher Dichter iſt ein frommer treuer Knecht der Poeſie, und er trägt ihre Farbe. Aber ein franzöſiſcher Dichter iſt Herr der Poeſie, ſie trägt ſeine Livree und gehet hinter ihm, wo er öffentlich erſcheint.

Sie fragen, ob Frankreich den Polen beiſtehen wird? wahrſcheinlich geſchiehet es. Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es dieſe Gelegenheit Rußland zu ſchwächen, die nicht zum zweitenmale wiederkehrte, ungebraucht vorüber gehen ließe. Würden die Polen beſiegt, dann kehrte ſich Rußland gegen Frankreich. England hat gleiches Intereſſe und ich hoffe, ſie vereinigen ſich, den Polen zu helfen. Sie können zwar Rußland nicht zu Lande, aber doch zur See angreifen, und können es beſchäftigen, indem ſie durch Geld und Intriguen Unruhen auch in den andern ruſſiſchen Provinzen anzetteln. Es iſt zwar gegründet, daß die polni-

ſche Revolution von dem Adel ausgegangen, ich glaube aber darum nicht, daß das Volk gleichgültig dabei geblieben. Die Armee, die den größten Enthuſiasmus zeigt, beſtehet ja aus Bauern, übrigens ſind die Bürger in den Städten keine Leibeigne, und auf dieſe kömmt alles an. Denn die Polen können ſich in keine Gefechte auf dem offnen Lande einlaſſen, ſie müſſen ſich in den Städten verſchanzen und verhuen; thun ſie das nur ſtandhaft, ſind die Ruſſen, wenn auch noch ſo mächtig, verloren. Ich hoffe das Beſte, denn ich zähle auf die Weisheit Gottes und auf die Dummheit ſeiner ſogenannten Stellvertreter. Hier gehet es ſchlecht, man hat die Suppe kalt werden laſſen, und dabei rufen die Väter des Volks demſelben, wie einem Kinde, noch ganz ironiſch zu: verbrenne dich nicht! das gute Volk hat ſich mit Blut und Schweiß die Freiheit erworben, und die ſpitzbübiſche Kammer, die in Pantoffeln

in ihrem Comptoir ſaß, ſagte ihm: Ihr wißt mit dem Gelde doch nicht umzugehen, wir wollen es Euch verwalten. Und ich ſehe nicht, wie die Sache beſſer werden kann, außer durch eine Art neuer Revolution. Nach dem bis jetzt beſtehenden Wahlgeſetz wählen nur die Reichen, alſo die ariſtokratiſch Geſinnten, und nur die Reichſten können Deputirten werden. Löſt das Miniſterium, welches liberaler iſt als die Kammer, dieſe auf, ſo werden die nehmlichen Deputirten wieder gewählt. Um dieſes zu verhindern, müßte das Wahlgeſetz geändert, demokratiſcher gemacht werden. Allein die Kammer votirt die Geſetze, und wird natürlich kein Wahlgeſetz genehmigen, das ihnen die Macht aus den Händen zieht. Das Miniſterium hat wirklich vor einigen Tagen ein demokratiſches Wahlgeſetz der Kammer vorgelegt, und dieſe wird es, wie man gar nicht zweifelt, verwerfen. Wo alſo der Ausweg?

der König müßte durch Ordonnanz ein Wahlgesetz promulgiren. Das wäre aber Gewalt und die Franzosen sind zu gewitzigt, ihrem Fürsten eine solche zu erlauben, und wäre es auch für die Freiheit.

Man sagt heute mit ziemlicher Bestimmtheit, der zweite Sohn des Königs von Baiern sei zum Könige von Belgien erwählt worden. Ist dieses wahr, kann das nur eine Folge von Frankreichs Verwendung seyn, welches die belgischen Angelegenheiten nach Belieben leitet, und das würde dann beweisen, daß Baiern mit Frankreich einen geheimen Vertrag abgeschlossen, und daß es im Falle eines Kriegs gegen den deutschen Bund auftreten würde, und dann Baden und Würtemberg auch. Es wäre recht komisch! Was würden Stein, Görres, Arndt und der alte Vater Rhein dazu sagen! Und zum Lohne für die Dienste

die jene Fürſten Frankreich leiſten, wird dieſes ihnen beiſtehen, ihre Unterthanen im Gehorſam zu unterhalten. Wir bezahlen immer die Zeche. Der Tugendbund hat viel ausgerichtet! Jeder Menſch hat das Recht, ein Dummkopf zu ſeyn, dagegen läßt ſich nichts ſagen; aber man muß ſelbſt ein Recht mit Beſcheidenheit benützen. Die Deutſchen mißbrauchen es. Die Mittel, welche die Franzoſen gebraucht, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutſchen Regierungen benutzt werden, um die Despotie zu verſtärken. Ich muß nur lachen über die Unwiſſenheit der hieſigen Zeitungſchreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutſchland, in Oeſterreich ſogar, würden Nationalgarden eingeführt, und ſie meinen, das wäre ein Fortſchritt der Freiheit; die Eſel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt iſt, das alte abgenutzte damit zu erſetzen. Die Deutſchen! — nicht einzuſehen, daß die Uni-

form eine Art Gefängniß iſt, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzuſehen, daß wenn man Schildwache ſtehet, man am meiſten ſelbſt bewacht wird — den ſogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgeſogen, und die einen Geiſt haben die Freiheit zu wünſchen, und einen Leib für ſie zu kämpfen — ſich wie ein todter Ofenſchirm vor der Gluth des Volks zu ſtellen, damit die Großen hinter uns nicht ſchwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und ſich noch weiß machen zu laſſen, das geſchähe für die Freiheit — ſich ſo foppen zu laſſen, ein ſolcher Tölpel zu ſeyn — es iſt unglaublich!

Montag den 10. Januar.

Kann man es beſſer haben als ich? die Täge wachſen ſchnell und mit ihnen meine Hoffnungen. Das Wetter iſt ſehr gelinde; ſchon ſind die Wandervögel dem Norden zugezogen; bald endet der Winter, bald thauet der deutſche Bund auf, bald blühn alle Veilchen; über meinem Kopfe Saphirs Fußtritte, und eine deutſche Küche. Ja ich habe eine deutſche Köchin entdeckt, eine vortreffliche Augsburgerin, die eine Table d'Hote hält, wo nun lauter vaterländiſche Gerichte und Gäſte findet. Rindfleiſch mit rothen Rüben und Kräutterſauce, Kartoffeln, Sauerkraut mit Schweinefleiſch, Reisauflauf und Kommiß in Menge. Man wird doch ſatt und es koſtet nicht viel. Was aber mein Glück ſtört, iſt, wie man hier mit Beſtimmtheit behauptet, daß Metternich

das Ruder verliert. Darüber bin ich sehr verdrießlich, es ist ein Unglück. Metternich war eine reine Farbe, die der feindlichen entgegengesetzt, es bald zu irgend einer Entscheidung gebracht hätte; wenn aber nach ihm die graue Neutralität regiert, wird keiner wissen, wo seine Fahne ist, alle werden durch einander laufen und keiner das Ziel finden. Metternich war starr, eigensinnig und der Sturm hätte ihn bald gebrochen; sein Nachfolger wird auch nicht weichen, nur vielleicht sich etwas biegen, und alles wird krumm bleiben. Es ist sehr schlimm. Gott erhalte nur meinen Metternich.

Der Enthusiasmus der Polen soll ganz unbeschreiblich seyn. In der heutigen Zeitung steht, die Vorsteherin eines Mädchen-Instituts in Warschau habe mit ihren Zöglingen von Morgen bis Abend an den Festungswerken gearbeitet. In dem Schreiben eines Polen,

worin die schändlichen Tyranneien der russisch-polnischen Regierung erzählt werden, heißt es unter Andern: man habe eigens einen Commissair nach Wien geschickt, um das System der österreichischen Regierung, wie man das Volk dumm erhalte (Stock-deutsch, heißt es wörtlich,) in allen seinen Theilen zu studiren, um es dumm in Polen einzuführen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 13. Januar 1831.

Gestern Abend habe ich mich im Odeon recht satt gehört und gesehen; das ganze Gesicht ist mir noch roth und dick davon. Von halb sieben bis halb zwölf Uhr bei Tische, und zwanzig Schüsseln! Dreißig Jahre dauert die Geschichte, Napoleons Anfang und Ende ist darin; aber die größte aller seiner Thaten ist gewiß die: daß er mich sechs Stunden weniger zehn Minuten auf einer Stelle fest-

gehalten, ſo daß ich nicht einmal in den Zwiſchen-Akten hinausging. In einem deutſchen Theater habe ich nie drei Stunden aushalten können. Den Hunger zu ſtillen war es zu viel und den Appetit über den Hunger zu reizen fehlte es an Würze. Ja das iſt ein großer Unterſchied! — — —

. . . . . .

Eine ſtarke halbe Stunde mußte ich das Schreiben unterbrechen und meine Wuth war grenzenlos. Da ich Napoleon geſtern Abend hatte ſterben ſehen, und ich vergeſſen hatte, in welchem Jahre er geſtorben, wollte ich das im Converſations-Lexikon nachſuchen. Ich ſchlug den Artikel Napoleon auf, da hieß es: ſuche Bonaparte. Ich ſuche Bonaparte auf, da hieß es: ſuche Buonaparte. Ich ſuche Buonaparte auf und ſehe nach dem Ende ſeines Lebens, da hieß es: ſuche Helena. Ich ſuche Helena auf, da hieß es: ſuche St. Helena.

Ich ſuche Saint-Helena und St. Helena und kann beides nicht finden. Endlich entdeckte ich Sanct Helena. Da war aber von Napoleon gar keine Rede, ſondern es hieß: ſuche Longwood. Ich ſuche Longwood, finde aber nichts über Napoleons Tod, und da entdecke ich endlich, daß mein Converſations-Lexikon nur bis 1819 gehet. Da lebte Napoleon noch. Das ſind die Leiden des menſchlichen Lebens! wozu noch gehört: des Morgens harte Butter auf weiches Brod ſchmieren, mein täglicher Schmerz. Mein Zorn war aber ſchrecklich und erhaben. Ohne dies bin ich ſeit einem Jahre voll Gift und Haß gegen das Converſations-Lexikon; denn der Verleger Brockhaus hat in der neueſten Auflage aus Krämerei alles, was das Buch an Geſchichten und Meinungen Freiſinniges enthielt, auslöſchen oder bedecken laſſen; wahrſcheinlich, damit es, ſo geſäubert, im Oeſterreichiſchen erlaubt werde. Iſt es nicht

entsetzlich, daß es in Deutschland Gelehrte gibt, die Geist, Herz und Ehre bogenweise einem Buchhändler verkaufen; daß das nützlichste und ausgebreitetste Buch in Deutschland, welches so vieles Gutes gestiftet hat und noch ferner hätte bewirken können, die Farbe der Lüge angenommen und daß es von der schnöden Gewinnsucht eines Krämers abhängen soll, was er das Volk lehren oder ihm verschweigen will?..... Jetzt zurück zum Odeon.

Napoleon tritt zum erstenmal 1793 auf, da er in Toulon als Artillerie-Lieutenant diente. Da ist er noch ganz mager und trägt einen Zopf, das Haar ungepudert. In der vorausgehenden Ouvertüre wurde der Marseiller Marsch und Ça-ira gespielt, Melodieen, die mir seit meinen frühesten Kinderjahren im Herzen schlummerten. Es sind vielleicht vierzig Jahre, daß ich sie nicht gehört, und ich weinte Thränen

des Entzückens. Frei ſeyn, es iſt nichts. Aber es werden, die Geneſung, da iſt das Glück. In Toulon waren auch Kommiſſaire des National-Convents, die damals bei allen Kriegen den Generalen als Aufpaſſer zur Seite ſtanden. Merkwürdig dieſe Mord-Phyſionomien, und wie die Kerls gekleidet waren; ſie ſahen ganz aus wie Räuberhauptleute. Dieſer erſte Akt war mir der ſchönſte: was nachher folgte war für Ohr, Auge und Geiſt, aber nichts mehr für das Herz. Der Kaiſer, der Ruhm, goldgeſtickte Kleider, Bücklinge bis auf die Erde, und die uns wohlbekannten Märſche der kaiſerlichen Garde, und der lange Hanswurſt von Tambour-Major, den wir ſo oft geſehen. Aber gewiß, das iſt die beſte Art, Geſchichte zu lernen, und vergangene Zeiten und Menſchen und entfernte Länder uns ſo friſch und nahe vor die Augen zu bringen als hätten wir ſie gekannt, darin gelebt. Keine Erzäh-

lung, kein Gemälde, selbst kein Drama in seiner eigenthümlichen Bestimmung ersetzt das. Es ist alles vereinigt. Jedes Schlachtfeld, jeder Pallast, jede Stadt; Lager, Soldaten, Waffen und Kleidung, alles wie es wirklich gewesen. Napoleon wie er aussah, wie er gekleidet war, wie er stand, saß, sprach, in den Tuilerien, und in seinem Zelte, vor, in, nach der Schlacht; welche Gesichter er machte, wie er schnupfte, wie er bei guter Laune seinen Leuten das Ohr kneipte, seine Marschälle, Rustan, Alles. Mein Widerwille gegen Napoleon fing (auf dem Theater — denn im Leben erst zehen Jahre später) 1804 an. Da erscheint er als Kaiser in St. Cloud. Da kommen goldene Dintenfässer, schwervergoldete Lakaien. Er trug damals einen rothen Rock. Noch einmal liebte ich ihn; es war 1812. Er kommt in Moskau an, tritt in ein Zimmer im Kremlin. Ich wußte vorher, es war die Grenze seines Glückes.

Einige Stunden ſpäter brach der Brand los. Fürchterlich auch im Spiele. Er iſt allein im Zimmer, die Fenſter werden roth vom Feuer und immer röther. Die Flamme kommt immer näher. Einer nach dem Andern ſtürzt herein, ihn zur Flucht zu bewegen. Er will nichts hören von Rettung, wirft ſich verzweiflungsvoll in einen Seſſel, und dumpfbrütend ſenkt er den Kopf auf den Tiſch wie zum Schlafen. Die Fenſter werden geöffnet und man ſieht Moskau brennen. Das übertrifft an naturwahrem Schrecken Alles, was ich bis jetzt geſehen. Beim Rückzuge ſtellt die Scene eine große leere Bauernhütte vor. Einzelne Soldaten, Marketenderinnen, halberfroren, ſchleichen wie Geſpenſter herein. Sie nähern ſich der Flamme und fallen todt hin. Dann kommt Napoleon. Jetzt beginnt der Kanonendonner der Schlacht, die Hütte ſtürzt zuſammen, wer noch Kraft hat, flüchtet, und jetzt ſehen wir das Schlachtfeld an der

Berezina. Es ſchneit, die Franzoſen ziehen über die Brücke, neben ihr, über den gefrornen Strom, er bricht unter ihnen und verſchlingt ſie. Die Dekorationen übertreffen aber auch Alles, was ſich die Phantaſie erfinden kann. Eine der ſchönſten Scenen iſt Napoleons Abfahrt von Elba, um nach Frankreich zurückzukehren. Er mit ſeinen Soldaten ſteht auf dem Verdecke eines Kriegsſchiffes, und die Fahrt des Schiffes wird im höchſten Grade täuſchend dadurch nachgeahmt, daß die Seegegend ſich immer ändert, von Fels zu Fels fortſchreitend bis in die offne See, ſo daß man glaubt, das feſte Schiff bewege ſich. Es iſt ein Kind darüber zu werden vor Freude. Dann die Scene in den Tuilerien am Abend, da man Napoleon erwartet. Ludwig XVIII., dick, alt und lahm, watſchelt durch ein Vorzimmer, ſich zu flüchten, hinter ihm die Hofleute. Die gute Art der Franzoſen und ihr Zartgefühl verläugnete ſich

bei dieſer gefährlichen Probe nicht. Im Odeon ſind die jungen Leute, die Schüler der polytechniſchen Schule, Meiſter, da herrſcht der Liberalismus unbeſchränkt. Aber die Scene mit Ludwig XVIII. war unanſtändig, der Spott grauſam, und im ganzen Hauſe wurde gepfiffen und gezischt, und nicht Einer hat applaudirt, und das Klatſchen hörte doch ſonſt den ganzen Abend nicht auf. Deß freute ich mich, und die komiſchen Scenen jenes Abends in den Tuilerien! Wie die heißeſten Bourboniſten, als Napoleon kam, ſchnell die weiße Kokarde abnahmen und ſie in die linke Weſtentaſche ſteckten und aus der rechten eine dreifarbige zogen, die ſie für jedes Ereigniß bereit hielten. Und wie ein Ultra-Dicker eine dreifarbige Fahne herbeibrachte, und die legitimſten Kehlen Vive l'Empereur! ſchrien. Es war ſchön und lehrreich.

Jetzt die Hauptſache. Eine Deputation der Pairskammer erſcheint vor dem wiederauf-

gegangenen Napoleon. Der ſchnauzt ſie grimmig an, denn ſie waren es, die ihn verrathen. Wo ſind die Deputirten? ſchreit er mit einer Löwenſtimme. „La chambre des Députés s'est rendu indigne de la France“... Götter! und wenn in dieſem Augenblicke tauſend Jupiter gedonnert hätten, es wäre nicht gehört worden, vor dem Beifallklatſchen des ganzen Hauſes. Es war ein Sturm, es war als ſtürzte das Dach ein. Man hatte die Saite berührt, die jetzt durch das Herz jedes freiheitsliebenden Franzoſen zieht: der Haß und die Verachtung gegen die jetzige Deputirtenkammer. In den erſten Reihen des Parterres ſaßen die Schüler der polytechniſchen Schule. Wenn dieſen nicht die Hände bluteten, müſſen ſie lederne Hände haben. Aber — ich habe genau Acht gegeben — nicht blos dieſe, nicht blos die Studenten waren es, die ſo offen und laut bei dieſem Anlaſſe ihre Herzensneigung kund ge-

than; ſondern auch alte, bedächtige Männer, Alle klatſchten, und ich war vielleicht der Einzige, der es nicht gethan. Ich ſah frohlockend umher denn das iſt .....

Freitag, den 14. Januar.

Mitten im Satze, der die vorige Seite endigt, wurde ich gestern unterbrochen und heute habe ich vergessen, was ich sagen wollte. Als ich sah, wie die edle Gesinnung der Jugend sich hier so frei und laut äußern durfte, und Keiner wagte, sich ihr zu widersetzen, fragte ich mich: träume ich denn, ist es Wahrheit? Liegt Frankreich in dem nehmlichen Europa, in dem auch Deutschland liegt? Ein Fluß, über den jeder Hase schwimmt, kann er die Freiheit von der Tyrannei abhalten, oder Sklaven, herüber zu kommen? Unsere deutschen Polizei-Aerzte würden gewaltig zornig werden, wenn sie den Lärm gehört; sie würden sagen, die Regierung sollte nicht dulden, daß man im Theater so die Leidenschaften aufrege. Aber sie irren sich; das besänftigt gerade gereizte Leidenschaft. Ich habe

das an mir ſelbſt erfahren. Noch Morgens, da ich mein Journal las und mich wie gewöhnlich über die ſeelenloſe Deputirten-Kammer ärgerte, welche der franzöſiſchen Jugend gern alles Blut auspumpen möchte, hatte ich den ſehnlichſten Wunſch, den hochmüthigen deutſchen Pedanten Royer Collard und den Goldfuchs Dupin dafür durchzuprügeln; als ich ſie aber am Abend durchklatſchen ſah, war ich ganz zufrieden, und ich hätte ihnen nichts zu Leide gethan, wenn ich ihnen gleich darauf in einem Salon begegnet wäre. Ich wünſchte mir auch unſern Senator aus Soden herbei, der lieber Schweinhirt ſeyn möchte, als franzöſiſcher Miniſter. So einem deutſchen Polizei-König muß in London und Paris zu Muthe ſeyn, wie einem Nordländer in Neapel. Die Freiheit hat wohl ihre rauhen Tage; da ſie aber ſelten ſind, iſt nicht geſorgt für Kamin und Pelz. Und jetzt ſpricht der Ruſſe, wäre ich nur zu Hauſe, da

iſt es wärmer und beſſer und der Tölpel macht ſich luſtig über die ſchöne Natur im Süden! . . .

Nach dem Akte, der Napoleons Rückkehr von Elba ſpielt, fällt ein Vorhang, auf welchem die Stadt Paris in der Vogelperſpective gemalt iſt, und hoch in der Luft ſchwebt ein Adler, im Schnabel einen Lorbeerzweig, in der Klaue die dreifarbige Fahne tragend, und Ruhm und Freiheit nach Frankreich zurückbringend; das iſt von unglaublich ſchöner Wirkung. . . . . Manchmal waren die Zuſchauer auch wie die Kinder. Als auf Helena Hudſon Lowe auftrat, wurde er ausgeziſcht mit einer Bosheit, mit einer Erbitterung, als wäre er der wahre Lowe und nicht ein armer unſchuldiger Schauſpieler im rothen Rocke. Man ſieht Napoleon ſterben; Krämpfe, Phantaſien, Röcheln, alles nach der mediciniſchen Natur. Dieſe widerliche und lächerliche Spital-Scene wird auf allen

Theatern dargeſtellt. Es gibt nichts Sinnloſeres. . . Nachdem der Kaiſer in ſeiner letzten Minute gethan, was ſein Bruder, die andern Kaiſer und Könige, ſchon gleich bei ihrem Regierungsantritte thun — nehmlich den Geiſt aufgeben, fällt ein Vorhang von ſchwarzem Flor, welches artig und ſchauerlich war. . . Das ganze Orcheſter erſchien in der National-Garde-Uniform, auch befanden ſich viele Offiziere darunter. Der Kapellmeiſter, der wohl Hauptmann oder Major ſeyn mochte, trug ſchwere ſilberne Epaulettes. Das ſah wunderlich aus an ſeinem Platze und in ſeiner Beſchäftigung.

Endlich war das Stück aus und ich ſatt. Es war ohne dies die zweite Mahlzeit, die am nehmlichen Tage mein Herz genommen. Ich ſah vorher eine Reihe panorama-artiger Gemälde, die Schlachttage im Juli vorſtellend.

Die Gefechte auf den Boulevards, auf dem Greve-Platze, die Barricaden, das Pflaſter-Geſchoß, die ſchwarzen Fahnen und die dreifarbigen, die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, die Leichen auf der Straße, die Verwundeten und neben ihnen die gutmüthigen Franzöſinnen, die ſie laben und verbinden. Man bekommt von Allem eine klare Anſchauung, es iſt, als wäre man dabei geweſen, und es iſt zum Todtweinen! Denn ich habe die Kämpfenden gemuſtert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt und die Verwundeten — es waren viele junge Leute; die meiſten Alten aber gehörten zum ſogenannten, ſo geſcholtenen Pöbel, der jung bleibt bis zum Grabe. Einen bejahrten Mann in einem guten Rocke, ich ſah keinen, weder unter den Streitenden, noch unter den Gefallenen. Die Männer in guten Röcken ſitzen in der Pairs- und Deputirten-Kammer und halten ſich die Naſe zu vor den ſtinkenden

Pöbel-Leichen und ſagen: wir haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und ſie ließen ſich ein Patent darüber geben. Und die reichen Leute, die verfluchten Banquiers kamen und ſagten: halb part! und haltet uns nur den Pöbel im Zaum, damit die Renten ſteigen. An dieſe muß die Rache auch noch kommen. In Baſel ſind ſie jetzt eingeſperrt die hochmüthigen Ellenritter. Sie wollen allein regieren, das Landvolk ſoll gehorchen. Aber das Landvolk kennt ſeine Rechte und will ſie geltend machen und belagert die Stadt. Das iſt wie in Frankfurt, wo das Landvolk auch unmündig iſt, und weder an der Regierung, noch an der Geſetzgebung Theil hat.

Wie gefällt Ihnen der Moskowiter? Seinem Geſandten nach Warſchau gab er ein Zeichen an die Polen mit, worauf er eigen-

händig in französischer Sprache und mit Bleistift geschrieben: „Au peuple polonais; soumission ou la mort! Nicolas.“ O, was ist Gott für ein Phlegmatikus! Aber ich bin selbst nicht besser. Diesen Morgen las ich etwas von der neuen hessischen Constitution. Und sehen Sie es dem Briefe an? Ist er zerknittert? naß von Thränen der Wuth? habe ich Komma, Punktum vergessen? O blödes Vieh! nicht einem Ochsen würde man so etwas weiß machen! Ein Ochs ist dumm, aber er ist eigensinnig und hat Hörner. Schafe sind wir, arme, geschorne, zerfetzte Schafe.... Daß die Deutschen ihren Fürsten und Sängerinnen die Pferde ausspannen, fällt mir nicht auf. Sind sie besser als Pferde? Sie werden sehen, die guten Hessen ziehen auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis nach Cassel. Eine solche Constitution, wie man den Hessen gegeben, hätten sich die Pferde nicht gefallen lassen.

Mit den guten Deutſchen wird noch ſchlimmer verfahren als mit dem Heiland. Dieſer mußte zwar auch das Kreuz ſelbſt tragen, woran man ihn gepeinigt: aber es ſelbſt auch zimmern, wenigſtens das mußte er nicht. Ich kann in Paris Franzöſiſch lernen; aber, guter Gott! wie lerne ich Deutſch vergeſſen? Der Menſch hat überhaupt viel Deutſches an ſich. Heute las ich: in England hat die franzöſiſche Regierung 500,000 Flinten beſtellt, die ruſſiſche 600,000, die preußiſche 900,000. Werden damit anderthalb Millionen Mörder bewaffnet, die, drei bis vier Fürſten einen Spaß zu machen, ſich wechſelſeitig die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Dieſe Flinten koſten 38 Millionen Franken, und die närriſchen Völker dürfen nicht eher ſterben, als bis ſie ihre eignen Leichenkoſten vorausbezahlt! Ich möchte dieſen Sommer in einem ſtillen Thale wohnen, aber ſo ſtill, ſo heimlich, ſo abgelegen, daß kein

Menſch, keine Zeitung hinkommt, und im Oc-
tober wieder hinaustreten in die Welt und ſe-
hen, wie es ausſieht. Vielleicht würde ich da
nicht mehr erkennen, ob ich im Monde oder
auf der Erde bin.

Es hat ſich eine Zahl Damen vereinigt,
worunter auch die Königin, und haben Hand-
arbeiten verfertigt, die zum Beſten der Armen
ausgeſpielt werden. Ich habe auch einen Zet-
tel, und wenn Sie glücklich ſind, bekommen
Sie vielleicht eine Arbeit von der Königin
Hand. Der Poſtwagen, der dieſe allerhöchſte
Arbeit nach Frankfurt brächte, würde ſicher von
Kehl nach Frankfurt vom Volke gezogen wer-
den, erführe es davon. Verharre voll Gift
und Galle Ihr ganz Ergebenſter.

Sechs und zwanzigster Brief.

Paris, den 16. Januar 1831.

Lachen Sie mich aus! Ich bin gar nicht liberal mehr, sondern seit gestern Abend ein vollständiger Narr und lachender Gutheißer. Was gehet mich die Noth der Menschen an, wenn ich froh bin? Was ihre Dummheit, wenn ich selbst klug bin und das Leben genieße! Mögen sie weinen, wenn es singt um mich herum. Ich habe bei den Italienern Rossini's Barbier gehört, und darin Lablache als Figaro, die Malibran als Rosine. Und

ſchlimmer als gehört auch geſehen. Ich war entzückt und bin es noch, daß ich mich todt ſchämen ſollte. Stunde auf Stunde, dieſe ſo bittern Pillen unſerer Zeit ſchluckte ich fröhlich hinunter, ſo vergoldet waren ſie mir. Ich dachte nicht mehr an die heſſiſche Conſtitution und ließ jede fünf gerade ſeyn, würde die Lüge immer ſo geſungen. Welch ein Geſang! Welch ein Spiel! Figaro in den beſten Jahren — die Weiber zum beſten zu haben, und dick. Ich weiß nicht, ob Lablache ſo iſt von Natur oder ob er ſich durch Kunſt ſo gemacht. Aber gewiß, mit dieſer Geſtalt muß ſich ein Figaro ausſtatten. Ja nicht flink, ja nicht jung, ſich ja nicht zu ſchön gemacht, wie es alle die Andern waren, die ich noch geſehen. Wie iſt es möglich fröhlich zu ſeyn, ſo lange man den Weibern gefährlich iſt? Wer Ruhe ſtören kann, dem kann man ſie auch ſtören. Das Fett der guten Laune umgab dieſen Figaro von allen

Seiten, beſchützte ihn, und ließ keine feindliche Minute durch. Sie hätten den Spitzbuben ſehen ſollen mit ſeinen Augen! Er hätte bis auf die Augen das ganze Geſicht verhüllen, er hätte kein Glied zu bewegen brauchen, und man hätte ihn doch verſtanden. Wenn er Roſinen, den Grafen, den Alten anſah, wußte man vorher, was dieſe ſagen würden: man erkannte es aus Figaro's Geſicht, der ſie durchſchaute und uns ſein Errathen errathen ließ. Welch unvergleichliche Mimik! Seine Worte waren eigentlich nur die Vokale, zu welchen ſeine Bewegungen die Conſonanten fügten. Und der Geſang! Schnell, leicht und glänzend wie Seifenblaſen, ſtiegen ihm die Töne aus der Bruſt. Und Roſine! — ich bin verliebt, verliebt, verliebt: Schön iſt ſie gar nicht, bis auf die Augen. Aber dieſe wonneſüße Schelmerei, dieſes zaubervolle Lächeln, das man trinkt und trinkt und nie berauſcht wird; und ſo ohne

alle Tücke, man ſiehet es, ſie will ihren alten Vormund einen Tag betrügen, nur um ihn nicht Jahre lang betrügen zu müſſen; ſo ohne alles Streben zu gefallen! Kein Hauch von Koketterie an der Malibran. Wäre es aber doch, käme ihr Zauberlächeln nicht aus der Seele, — dann ſeid ihr Weiber fürchterliche Geſchöpfe. Ihr Geſang! Er kam aus dem Herzen des Herzens. Ich mußte mich daran erinnern, gerecht zu ſeyn, um mich zu erinnern, daß die Sonntag eben ſo ſchön geſungen. Ich will Kenner fragen, die Beide gehört. Aber das will ich verbürgen: die Sonntag ſingt ſchön, weil ſie gefallen will, und die Malibran gefällt, weil ſie ſchön ſingt. . . . Ich werde ſpuren, und reicht das nicht hin, werde ich ſtehlen, und reicht das nicht hin, werde ich rauben, und reicht das nicht hin, werde ich in die Didaskalia ſchreiben; aber ich verſäume die Malibran nicht mehr, ſo lange ich hier bin.

Zwölf Franken kostet mich mein Platz, den vornächsten zu ihr, den man haben kann. Ehe ich die Malibran gehört, ahndete ich gar nicht, daß ein musikalischer Vortrag auch genialisch seyn könne; ich dachte der Gesang stände im Dienste der Composition, und wie der Herr so der Diener. Aber nein. Aus der Spielerei Rossinischer Musik machte die Malibran etwas sehr Ernstes, sehr Würdiges. Dem schönen Körper gibt sie auch eine schöne Seele. Von ihr habe ich begreifen lernen, wie es möglich war, daß einst der Schauspieler Garrick das A B C so deklamirte, daß alle Zuhörer weinen mußten. . . . Lablache mußte ich bewundern wegen seiner Mäßigung in seiner Kraft. Wie kann man nur eine Stimme, die so große Gewalt hat, so meistern, wie man will? Es stürmt aus seiner Brust, und er sagt jeder Tonwelle: so hoch und nicht höher. Gleiche Mäßigung in seinem Spiele, und wie schwer

das in dieſer leichſinnigen Rolle! Es iſt wie ein Eiertanz. Er bewegt ſich im kleinſten Raume, kühn zwiſchen zarten, leicht verletzlichen Verhältniſſen, berührt ſie alle und verletzt Keines.

— Unter allen Späßen dieſer ſpaßhaften Zeit gefällt mir keiner beſſer, als der, den die Nationalverſammlung in Brüſſel mit der europäiſchen Diplomatik treibt. Alles, was die Herren Dipolmatiker über die belgiſche Angelegenheit in ihrem Schlafzimmer oder in ihren Rathsſtuben geſprochen, verſprochen, gelogen, geheuchelt, geleugnet oder eingeſtanden, verſagt oder bewilligt, wird von jenen dummen Bürgersleuten öffentlich vor allem Volke mitgetheilt. Vergebens ſchreien die diplomatiſchen Köche: wartet ins Teufels Namen, bis das Eſſen gar iſt! Die Belgier erwiedern: wir wollen nicht warten bis die Suppe verbrannt, das Eſſen

iſt uns gar genug und wir haben Hunger. Die Diplomatiker ſind in Verzweiflung darüber. Stellen Sie ſich vor, in welche Wuth Jan-chen von Amſterdam käme, wenn auf der Frankfurter Meſſe, in jedem Bier- und Weinhauſe Einer hinter ihm ſtände und den anſtaunenden Zuſchauern erklärte, wie man ein zerſchnittenes Band wieder ganz mache, eine Karte verändere, eine kleine Muskatnuß in einen großen Federball verwandele, und wie das Alles ſo natürlich zuginge! Es würde jammern, daß man ihn um Brod und Anſehen bringe. So iſt es hier. Es iſt zum Todlachen, ſie wiſſen ſich vor Angſt nicht mehr zu helfen. Ich erinnere mich, in welchen Zorn es die Diplomatiker verſetzt, als vor ſieben Jahren, während der ſpaniſchen Revolution, der damalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Spanien, über einen diplomatiſchen Gegenſtand einen aufrichtigen und

verſtändlichen Brief drucken ließ. Sie hatten ſchon, wenn auch mit ſaurem Geſichte, die ganze Revolution verſchluckt; aber dieſen Brief — das konnten ſie nicht hinunter bringen. Göttliche Leute ſind die Belgier! O dahin muß es kommen: die Kellerlöcher der Diplomatik müſſen geöffnet werden, und dann erſt wird es friſch und hell im ganzen Hauſe ſeyn. Die Gazette hier, die über jene Unverſchämtheit des belgiſchen Congreſſes auf ihre Art ſpricht und läſtert, endigt mit den Worten: „tout cela prouve combien une nation est petite quand elle n'a pas de Roi!“ Ich bin wahrhaft erſchrocken, wie ich das geleſen habe. Wie iſt es möglich, dachte ich, daß zwei Menſchen, von welchen nicht wenigſtens Einer im Tollhaus ſitzt, ſo verſchiedene Meinungen haben können? Wer von uns iſt verrückt, die Gazette mit den Ihrigen, oder ich mit den Meinigen?

Montag den 17. Januar.

Haben Sie es geleſen, daß die Stände in Caſſel gleich damit angefangen, dem Churfürſten um ſeine allergnädigſte Erlaubniß zu bitten, daß ihm ſein getreues Volk eine Statue errichten dürfe? Haben Sie es denn wirklich auch geleſen, und hat mir das nicht ein neckiſcher Geiſt auf einem Zeitungsblatte vorgegaukelt? Nein, daß ſich die Freiheit in Deutſchland ſo ſchnell entwickeln würde, das hätte ich nie gedacht! Ich hatte den guten Leuten doch Unrecht gethan. Wenn das ſo raſch fortgehet, werden wir in drei Wochen den vereinigten Staaten nichts mehr zu beneiden haben. In Hannover haben ſie ſich auch erhoben. Das wird dem armen Lande wieder ſechs Schimmel, einen ſchönen Wagen und eine Statue koſten. Hätten ſie nicht gleich damit anfangen

können, dem Herzog von Cambridge die Pferde auszuſpannen und als Vice-Schimmel ſeinen Wagen zu ziehen? Was brauchen ſie erſt vorher eine Revolution zu machen? Iſt aber ein treuer Gimpel der Deutſche! Man kann ohne Sorge den Käfig offen laſſen, der Vogel fliegt nicht fort..... Haben Sie auch geleſen, daß der König von Baiern ſeinen Soldaten, welche in ſeine Bürger einhauen, einen dreitägigen Sold geſchenkt? Ich verſtehe nicht mehr. Sie ſchüren das Feuer und ihr eigenes Haus brennt; ſie gießen Oel in die Wunde und es iſt ihr eigener Schmerz! Ich verliere mich darin.

Dienstag den 18. Januar.

— Was ich von der hannövrischen Revolution erwarte, habe ich Ihnen schon oben geschrieben. Wenn freilich das englische Ministerium selbst die Sache angestiftet hat, so ändert das die Verhältnisse — aber auch nur etwas, aber nicht viel. Doch kann ich mich hierin irren. Von dem hannövrischen Volke selbst, wenn es sich allein, ohne geheime Anregung von London erhoben, erwarte ich nicht viel. Hat doch die neue Regierung in Göttingen in ihrer Proclamation auf die Freiheit von Hessen angespielt! Diese Constitution schwebt ihren Wünschen als Ideal vor, und sie ist doch die unverschämteste Betrügerin, die man sich nur ersinnen kann. Es wäre ein Meisterstreich von Politik, wenn das englische Mini-

ſterium dem Königreiche Hannover eine wahre vollkommene Freiheit gäbe. Es würde dadurch dieſen kleinen Staat zum mächtigſten in ganz Deutſchland erheben. Dann könnte England Preußen und Oeſtreich trotzen, wenn dieſe ihm einmal den Krieg erklärten — ein Fall, der leicht und bald eintreten kann. Iſt dieſes ſo, dann müßte das engliſche Miniſterium natürlich im Geheimen agiren, und das hannövriſche Volk gegen den Adel in Bewegung ſetzen, der, eigenſinnig und hochmüthig, wie er dort iſt, die Emancipation des Bürgerſtandes nie bewilligt hätte. Im heutigen Temps ſteht eine ausführliche und richtige Erzählung von den Göttinger Vorfällen. Sie müſſen ſich das Blatt zu verſchaffen ſuchen, denn in deutſchen Zeitungen werden die Vorfälle natürlich entſtellt werden. Ein Göttinger Bürger, der die Schlachtſteuer zu bezahlen verweigert, ſoll die erſte Anregung zum Aufſtande gegeben haben.

Diese Schlachtsteuer wird im Temps zu meiner großen Belustigung Schlacrstener genannt.

Mittwoch den 19. Januar.

— Die Nachricht, die Sie mir gestern gegeben, daß das englische Ministerium selbst die Revolution in Hannover angestiftet, habe ich auf der Stelle nebst einigen Bemerkungen in die Zeitungen setzen lassen, und sie steht gestern im Messager. Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hinter einander hetzen. Es ist aber doch schön, daß man hier alles gleich in die Zeitung bringen kann, und die Redacteurs küssen einem für jede Nachricht die Hände, und für jede Lüge die Füße. Was mich gegen die deutsche Censur am meisten aufbringt, ist nicht, daß sie das Bekanntwerden der Wahrheit verhindert — diese macht sich früher oder später doch Luft — sondern daß sie die Lüge unterdrückt, die nur einen armen kurzen Tag zu leben hat, und einmal todt, vergessen ist.

Am interessantesten, und merken Sie sich das, sind die hiesigen Blätter immer am Montage; denn da Sonntag keine Kammersitzung ist, bleibt den Tag darauf den Zeitungen kein anderes Mittel, ihre Seiten zu füllen, als so viel Lügen als möglich herbei zu schaffen. Wie angenehm beschäftigt das die Einbildungskraft. Und was liegt daran! Was heißt Lüge? Kann Einer in unsern Tagen etwas ersinnen, was nicht den Tag darauf wahr werden kann! Es gibt in der Politik nur eine mögliche Lüge: Der deutsche Bund hat die Preßfreiheit beschlossen.

— Also *** hat sich gescheut nach Pesth zu gehen, und schon in Ungarn fürchtet man die Cholera morbus? In Gallizien, drei Tagereisen von Wien, und in Russisch-Polen ist sie nach bestimmten Nachrichten auch schon ausgebrochen. Mir macht das sehr bange. Nicht

wegen der sinnlichen Schrecken, welche die Pest begleiten — das ist ein Schrecken, der sich selbst verzehrt, das ist zu furchtbar, um sich lange davor zu fürchten — aber die verderblichen Folgen! Die Lähmung des Geistes, welche im Volke nach jeder Pest zurück bleibt! Das kann alten Frost zurück führen, und die Freiheit, die noch auf dem Felde stehe, zu Grunde richten. In solchen Zeiten der Bedrängniß braucht man Gott und ruft ihn an, und da kommen gleich die Fürsten und melden sich als dessen Stellvertreter. Was kein Kaiser von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Pest verhindern. Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht. Dann lassen die Regierungen fort und fort im ganzen Lande räuchern, um Nebel zu machen überall. Strenge Gesetze sind dann nöthig und heilsam. Die Pest geht vorüber, die Strenge bleibt. Bis das erschreckene Volk wie-

der zur Beſinnung kommt, ſind die alten Feſſeln neu genietet, die Krankenſtube bleibt nach der Geneſung das Gefängniß, und zwanzig Jahre Freiheit gehen darüber verloren. Heſſiſche Conſtitution, Schimmel, Koſacken, Bundes-Verſammlung, Cenſur, was Gott will, nur keine Cholera Morbus.

— Es iſt köſtlich mit der Hanauer Zeitung: Gnädigſte Freiheit, ſtatt gnädigſte Erlaubniß! Ich wollte, der allergnädigſte Teufel holte ſie aufs allergeſchwindeſte Alle mit einander. Il faut tous lier, juges et plaideurs.

Sieben und zwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 20. Januar 1831.

Gestern las ich zu meinem Erstaunen in der Allgemeinen Zeitung: der geniale Schriftsteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Professur der Geschichte auf einer preußischen Universität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erste erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus? Was sagen Sie dazu? Heine Professor? Aber es ist gar nicht unmöglich. In dieser gefährlichen Zeit durfte man wohl daran denken, die Genies in ein

Amt oder in eine Professur zu sperren. Aber ein Narr, wer sich fangen läßt.

Ich habe Grimms Correspondance littéraire zu lesen angefangen, die durch vierzig Jahre gehet. Ich bin noch nicht weit hinein, hoffe aber es ganz durchzulesen. Das Buch hat zwölf Bände, und ist noch nicht fertig. Man lernt viel daraus und wird an Vieles erinnert. Paris war damals die Küche, worin die Revolution gekocht wurde. Da siehet man noch die ursprünglichen Bestandtheile der Mahlzeit, das rohe Fleisch, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem saubern Mischmasch später ist nicht mehr klug zu werden. Grimm zeigt Verstand genug, aber gar keinen Geist, und nicht so viel Wärme, daß man eine feuchte Adresse daran trocknen könnte. Dieser Mensch war mir immer unleidlich; er hat eine geräucherte Seele. Welch

ein guter Simpel mußte Rouſſeau ſeyn, daß er, ob zwar älter als Grimm, dieſen Menſchen nicht durchſchauete, und eine Zeitlang mit ihm in Vertraulichkeit lebte! Nie ſtanden zwei Seelen ſo weit aus einander, und die Natur ſcheint Rouſſeau und Grimm gleichzeitig geſchaffen zu haben, um darzuthun, welche verſchiedenartige Talente ſie hat. Merkwürdig bleibt es immer, daß ſo ein deutſcher blöder Pfarrersſohn, der im gepuderten Leipzig ſtudirt hatte, ſich unter den kühnen und glänzenden Geiſtern des damaligen Paris bemerkt machen, ja ſich auszeichnen konnte! das kam aber daher: Der deutſche Junge war Hofmeiſter in adeligen Häuſern, wo man das Einmaleins, das unſerm Glücke oft im Wege ſtehet, leicht verlernet. Es macht dem deutſchen Adel Ehre, daß Grimm unter den franzöſiſchen Spitzbuben ſo ſchnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufſtieg. Er begriff leicht, daß alles darauf

ankommne, die Weiber zu gewinnen, und es gelang ihm mit einem Streiche. Er ſtellte ſich in eine ſchöne Schauſpielerin verliebt, die ihn abwies. Grimm legt ſich ins Bett und bekommt eine Art Starrkrampf. Er bewegt ſich nicht, ſpricht nicht, ißt und trinkt nichts, außer wenige eingemachte Kirſchen, die er aber mit nicht ganz unſichtbaren Vergnügen herunter ſchluckt. Seine beſorgten Freunde, worunter auch Rouſſeau, umgeben ſein Bett. Einer derſelben beobachtete ängſtlich die Miene des Arztes, wie man es in ſolchen Fällen gewöhnlich thut. Der Arzt ſagt, es hätte nichts zu bedeuten, und man ſah ihn lächeln, als er wegging. Eines Morgens ſtand Grimm auf, kleidete ſich an, und war geſund. Jetzt war ſein Glück gemacht. Er wurde als das Muſter treuer Liebe geprieſen. Seine Correſpondenz machte ihn reich, er ſtand mit einem Dutzend nordiſcher Fürſten und Fürſtinnen in Briefwech-

ſel, die ſich die Früchte des franzöſiſchen Geiſtes, wie Apfelſinen, kommen und ſchmecken ließen. Er bekam einen großen Gehalt dafür. Uebrigens machte er auch noch für Privatleute Abſchriften von den literariſchen Berichten, für ein Abonnement von 300 Fr. monatlich. Zweimal monatlich, den 1. und den 15., ſchrieb er ſolche Briefe, die gewöhnlich keinen Druckbogen groß ſind. Viel Geld für wenig Arbeit. Ich wollte, es fände ſich auch ein dummer Prinz oder eine kluge Prinzeſſin, die mich auf ſolche Weiſe beſchäftigte und bezahlte. Ich beneide den Grimm um dieſe Stellung. Was haben wir armen Teufel heute von allem unſern Schriftſtellern? Den beſten Theil verſchlingen die Grundſteuern und Zehnten der Cenſur vorweg, und für das Uebrige wenig Geld und ſpäten Beifall, der uns kalt und abgeſtanden zukommt. Grimm war auch eine Zeitlang Frankfurter Geſandte mit 24,000 Franken Gehalt.

Die kindiſche Regierung hier hat wieder ein großes Stück Freiheit abgebiſſen; denn ſie kommt mir vor, wie ein Kind, das einen Apfel in der Hand trägt, den es ſich vorgenommen, auf ſpäter zu verwahren. Erſt leckt es daran, ſeine Enthaltſamkeit zu prüfen; dann ſchält es ihn etwas dick mit den Zähnen; dann beißt es tiefer hinein, dann ißt es ein herzhaftes Stück herunter und endlich bleibt vom ganzen Apfel nichts mehr übrig. Nach der Revolution hat ſich das Volk auch die Theater-Freiheit genommen. Die Regierung ſah dieſes als eine Sache an, die ſich von ſelbſt verſtände. Nun iſt es ſeitdem geſchehen, daß die Theater-Directionen die Freiheit, ſo viel Geld als möglich zu verdienen, als die beſte angeſehen haben. Um die Leute anzulocken, ſpielen ſie die Geſchichten gleichzeitiger Perſonen. Napoleon, Joſephine, Robespierre, Lavalette, der Herzog von Orleans, Benjamin Conſtant, ſie mußten

alle auf die Bretter. Das war nun freilich oft unanſtändig. Allein, wenn das Geſetz ſogar Unanſtändigkeiten verbietet und beſtraft, was bleibt dann der Sittlichkeit und der Moral übrig? Uebrigens hatte Jeder, der ſich ſelbſt durch jene Theater-Juxurien, oder einen Angehörigen ſeiner Familie, oder das Andenken eines Verſtorbenen verletzt fühlte, Mittel genug, bei den Gerichten Hülfe zu ſuchen und die Regierung brauchte ſich nicht hinein zu miſchen. Auch wären nach einem Vierteljahre dieſe albernen Wachsfiguren-Komödien wieder außer Mode gekommen. Aber die Regierung benutzte das, um eine Gewalt mehr zu erwerben. Jetzt haben die Miniſter ein Geſetz vorgelegt, dieſe Freiheit zu beſchränken. Zwar haben ſie nicht gewagt die Theater-Cenſur wieder einzuführen, doch ſind ſie dem heißen Brei ſo nahe als möglich gekommen. Wer ein neues Stück ſpielen läßt, muß es vierzehn Tage vor der Aufführ-

rung dem Minister oder dem Präfekten vorlegen. Verboten kann zwar die Aufführung auf keine Weise werden; wird es aber aufgeführt und es kommen Beleidigungen darin vor (und jetzt wird die endlose Reihe der Vergehungen aufgezählt: gegen den König, gegen die Kammer, gegen fremde Fürsten, gegen Privatpersonen), dann treten die Strafen ein. Bis zu fünf Jahre Gefängniß, bis zu 10,000 Franken Geldstrafe. Kurz, es ist die Leute zu Grunde zu richten. Nachgeahmt oder auch nur kenntlich bezeichnet, darf Niemand mehr werden auf dem Theater. Es ist zum Verzweifeln. Und jetzt gibt es dumme gute Leute genug, hier wie bei uns, die gar nicht begreifen, was denn an einem so löblichen Gesetze zu tadeln sei. Diese Menschen sehen nicht ein, daß solche hemmenden Gesetze den Faschinen gleichen. Anfänglich fließt das Wasser frei durch, aber nach und nach führen Zeit und Arbeit so

viel Sand und Erde herbei, daß endlich ein feſter Damm daraus wird. Und jetzt wird noch die Kammer kommen, die ſich darüber ärgert, daß ſie alle Tage im Odeon ausgeklatſcht wird, und wird das Geſetz noch ſtrenger machen. So wird eine Freiheit nach der andern zurückgedrängt, und ich glaube, daß bei unſern Machthabern viel Eitelkeit, ja mehr als böſer Wille dabei im Spiele iſt. Die Regierung, von bürgerlicher Abſtammung heraufgekommen, wie ſie iſt, will zeigen, daß ſie ſo gut zu regieren verſtehet, als die älteſte Regierung, und daß ſie das Volk im Zaum zu halten weiß. Die fremden Geſandten mögen wohl in freundſchaftlicher Unterhaltung die Miniſter necken, ſie ſtänden unter der Zucht des Volks. Dieſen wird dadurch der Ehrgeiz aufgeregt, ſie ſtellen ſich auf die Fußſpitze, und zeigen ihre Größe. Die fremden Höfe laſſen gewiß nicht ab, die franzöſiſche Regierung auf-

zumuntern, ſtrenge Ordnung im Lande zu erhalten. Nicht etwa als nennten ſie das ſtrenge Ordnung, womit hier die Regierung ſich bis jetzt begnügte, und über die hinaus ſie wahrſcheinlich auch nicht gehen will — in den Augen jener Höfe iſt das immer noch die greulichſte Anarchie; — ſondern weil ſie hofft, das franzöſiſche Volk werde ſich das ewige Hofmeiſtern nicht gefallen laſſen, und es würde endlich die Geduld verlieren und wieder losbrechen.

Freitag, den 21. Januar.

Gestern war ich im Italienischen Theater und habe die Malibran wieder gesehen. Aber entzückt wie das vorige Mal im Barbier war ich nicht, was aber gar nicht unsere Schuld ist, denn wir hatten gewiß beide den besten Willen. Cenerentola von Rossini wurde gegeben. Musik bis auf einige Stücke, besonders ein herrliches Sextett, sehr matt und leer; das Gedicht langweilig, schwerfällig. Keine Spur von der Grazie und der Laune, die im Aschenbrödel von Nicolo und Etienne herrschen. Die Malibran sang und spielte zwar gut, aber es war keine Rosine. Lablache spielte den Hofmann, welcher beide Schwestern den Prinzen vorstellt. Es ist merkwürdig was dieser Mann spielt, merkwürdiger, was er nicht spielt. Eine solche Entsagung ist mir noch bei

keinen Schauspieler vorgekommen. Seinen Gesang bewundere ich immer mehr und mehr. Alle andere Sänger, die ich noch gehört, selbst die göttliche Malibran — es bleibt doch immer ein Instrument, das sie spielen. Sie und die Töne sind getrennt, sie bringen sie hervor. Lablache aber ist eins mit seinem Gesange, er ist wie eine Singuhr, die, einmal aufgezogen, von selbst fortsingt. Den Abend hörte ich auch zum Erstenmale zwei andere vortreffliche Sänger, Donzelli und Zuchelli. Ich sage zum Erstenmal, ob zwar der Eine im Barbier den Grafen, den Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte sie damals nicht über die Malibran. Zuchelli, der hochmüthige Vater der ersten Töchter, hat ein komisches Duett mit Lablache, das Einen, der unter dem chirurgischen Messer schmachtet, zum Lachen bringen müßte. Welch ein Leben, welch ein hohes Mienenspiel, was wird da nicht alles ein-

geſetzt! Ich hätte nicht geglaubt, daß das Menſchengeſicht ſo reich an Zügen wäre. So ein italieniſcher Bouffon iſt doch ganz anders, wie ein deutſcher oder franzöſiſcher. Letztere, ſelbſt in ihrer ausgelaſſenſten Laune, auch wenn ſie ſich der Fröhlichkeit noch ſo keck und unbedacht hingeben, verrathen doch eine verſteckte Aengſtlichkeit. Es iſt als hätten ſie ein böſes Gewiſſen, als fühlten ſie, daß ſie etwas Unrechtes, etwas Unſchickliches begingen, indem ſie ſo fröhlich ſind. Der Italiener aber hat den ächten katholiſchen Glauben, er ſündigt getroſt fort und verläßt ſich auf die Abſolution. Ich habe *** gefragt, wie ſich die Sontag zur Malibran verhalte? Er ſagte mir: Man dürfe die Sontag gar nicht nach dem beurtheilen, was ſie war, ehe ſie nach Frankreich gekommen; ſie habe ſich in Paris ungemein entwickelt und ausgebildet. Es iſt ſchade, daß ſie nicht alle ihre deutſchen Bewunderer mit

ſich hieher geführt, damit ſie auch etwas lernen. Die Sonntag war mir ganz zuwider, wegen der mir verhaßten Anbetung, die ſie in Deutſchland gefunden hat. Dort haben ſie eine hohe Obrigkeit aus ihr gemacht, und man weiß doch, was das heißt — eine hohe Obrigkeit iſt dem Deutſchen eine höchſte Gottheit. Hier iſt das ganz anders. Sie haben es früher ſelbſt geſehen, welcher Aufregung die Franzoſen im Theater fähig ſind. Es iſt nicht blos wie bei den Deutſchen ein Toben mit dem Körper, ein Klatſchen, ein Schreien, es iſt ein inneres Kochen, ein Seelenſturm, der nicht mehr zurück gehalten werden kann, und endlich losbricht. Aber wenn der Vorhang fällt, iſt alles aus. Man verehrt keine Sängerin wie eine Königin, man betet ſie nicht wie eine Heilige an. In keiner Geſellſchaft hier werden Sie je vom Theater ſprechen hören, in Berlin nie ein Wort von etwas Anderm. — Die ita

lieniſche Oper hier mögen viele Kenner, wenigſtens viele geübte Dilettanten beſuchen. Man bemerkt dieſes bei der Aufführung bald, an der Sicherheit und Beſtimmtheit des Urtheils. Manchmal brach ein Beifallsgemurmel aus, manchmal that ſich ein tadelndes Stillſchweigen kund, ohne daß ich entdeckte, was die Veranlaſſung zu dieſem und jenem war. Und dieſe entſcheidenden Kenner ſchienen mir ſehr ſtreng zu ſeyn. Im Orcheſter (was man hier ſo nennt, die erſten Reihen der Parterre-Sitze) bemerkte ich einige muſikaliſche Grauköpfe, die gewohnt da ſaßen, als wären ſie in ihrem Schlafzimmer. Sie horchten ernſt und ſtreng auf, als wären ſie Geſchworne bei den Aſſiſen. Sie kamen mir wie Invaliden vor, die noch den muſikaliſchen Krieg zwiſchen den Italienern und Franzoſen mitgemacht. Jene ganze Zeit, Rouſſeau ſchwebte mir vor, ich ſah nach der Ecke der Königin! und in dem Sturme

jener Zeit, der in meiner Erinnerung lebte, ging mir eine ganze Arie zu Grunde.

Mit Niebuhr mag es sich wirklich so verhalten, wie die preußische Staats-Zeitung erzählt. Das hat aber die preußische Staats-Zeitung weislich verschwiegen, daß Niebuhrs Gram daher floß, weil er die Gefahren voraussah, welchem der preußische Staat entgegen eile. Die Wahnsinnigen in Deutschland — sie *eilen* dem Abgrunde entgegen. Schon vor einigen Monaten erzählte mir ein Bekannter hier, der entweder selbst mit Niebuhr, oder doch mit dessen vertrauten Freunden in Verbindung stehet: dieser gelehrte Mann wäre seit der französischen Revolution in brütenden Gram versunken und ganz *aus dem Häuschen*. Aber eine Seele, die in einem Häuschen wohnte, die konnte nicht sehr groß seyn. Heute Abend auf den Ball. Ich erwarte den Frie-

lieniſche Oper hier w[illegible] la Franz Moor friſt= nigſtens viele geüb[illegible] ſo glänzend wie der im bemerkt dieſes [illegible] Ich werde Ihnen alles genau Sicherheit [illegible] In Heſſen gehet es gut. Vor= Manch[illegible] Kinder! die Göttinger Bibliothek ver= man[illegible]! Es iſt ein erhabener Gedanke! Das k[illegible] Gott herabgerufen! Eine halbe Million [illegible]cher weniger, das kann die Deutſchen wei= [illegible] machen! Es lebe die Freiheit!

Achtundzwanzigster Brief.

Paris, den 24. Januar 1831.

Sie warten gewiß schon diese vier Tage lang auf eine herrliche Beschreibung des Opernballes; aber kehren Sie nur gleich um. Ich weiß von dem Balle nicht mehr, als jeder Fürst von seinem Lande; denn ich habe ihn nur von oben herab gesehen. Nun, ich bin da gewesen, und — bin noch da. Das ist das Wunder! Der Ball scheint nur eingerichtet worden zu seyn, um zu zeigen, wie wenig Raum und Luft ein Mensch braucht um zu leben. Das nennen sie ein Vergnügen! Wenn

ich einmal einen Criminal-Codex mache, würde ich die ſchweren Verbrecher verurtheilen, dreißig Nächte hinter einander auf ſolchen Bällen zuzubringen. Nach den beſten mediciniſchen und chirurgiſchen Handbüchern hätten von den Anweſenden 7000 Menſchen 2000 erſticken, 2000 erdrückt werden und die drei übrigen Tauſend mehr oder weniger krank werden müſſen. Doch von dem Allen iſt nichts geſchehen, und die 7000 leben ſämmtlich noch. Von den Weibern begreife ich das; die erhält auf jedem Balle die Religion, der Märtyrerglaube, der den Körper ganz unempfindlich macht und wie vernichtet. Aber wie hielten es die Männer aus? Es hatte keiner mehr Platz und Luft als in einem Sarge. Die Franzoſen müſſen mit Springfedern gefüttert ſeyn. Aber es iſt wahr, der Anblick war herrlich, bezaubernd, es war ein Mährchen aus Tauſend und eine Nacht. Dieſer ſonnenhelle Lichterglanz, dieſes ſtrahlende

Farbengemiſch von Gold, Silber und Seide, von Weibern, Kryſtall und Blumen, und das Alles mit ſo viel Sinn und Kunſt angeordnet, daß es das Auge erquickte und nicht blendete, und die Muſik dazwiſchen, wie hinein geſtickt in den großen Teppich, eins damit — es war zu ſchön. Das Parterre verlängert durch die Bühne, hatte Reihen von Bänken, auf welchen Die Damen ſaßen, oder hinter Baluſtraden an den Wänden herum. Zwiſchen ſchmalen Gaſſen bewegten ſich die dunkeln Männer, oder (ſollte ich ſagen) zog der Mann; denn ſie waren alle wie zuſammengewachſen. Und jetzt vom Boden an aufwärts, ſaßen die Frauenzimmer in ungeheuren Kreiſen immer höher übereinander, in den Logenreihen, bis hinauf zur Decke, wo ſonſt nur das letzte Volk ſitzt. Die einzelnen Bewegungen waren unerkennbar, der Menſch verlor ſich in eine Sache, das Leben ward zum Gemälde. Aus der Mittelreihe der

Logen ſah ich hinab, hinauf, umher, aber der Anblick von unten, vom Hintergrunde des Theaters zumal, muß noch viel ſchöner geweſen ſeyn. Ich konnte nicht hinein dringen, und mich, wie die Andern hinein drängen zu laſſen, das wagte ich nicht. Der große Foyer der Oper war gleich herrlich wie das Theater ſelbſt beleuchtet und ausgeſchmückt. Da wurde auch getanzt. Da ſammelte ſich alles, was Theater und Logen nicht faſſen konnten, und was überſtrömte. Corridor und Treppen, ſonſt nur beſtimmt durch zu gehen, hinauf und hinab zu ſteigen, dienten zum bleibenden Aufenthalte und waren ſo gedrängt voll Menſchen wie der Saal ſelbſt.

Unten beim Eingange wurde man von einem Muſikchore empfangen; die Treppen waren mit großen Spiegeln und Blumen geſchmückt, der Boden mit Teppichen belegt.

Durch zwei Reihen National-Gardisten stieg man hinauf. An mehreren Orten waren Büffets eingerichtet. Erfrischungen aller Art im reichsten Ueberflusse. Das kostete nichts, das war mit dem Billet zugleich bezahlt. Königliche Diener servirten auf dem Silbergeschirre des Königs. Am Büffet unterhielt ich mich sehr. Da stand ich oft und lange; nicht um zu genießen, sondern in den reinsten Absichten, nehmlich um reine Luft einzuathmen. Von den Büffets führten offenstehende Thüren, zu zwei Balkons nach der Straße, die nur mit Zeltstuch bedeckt waren, und zur Küche dienten. Da und nur da allein im ganzen Hause, konnte man frei athmen. Das Schauspiel bei den Büffets war auch ohne dies ergötzlich. Es ist doch etwas Erhabenes eine so große Menschenmenge essen und trinken zu sehen! Hohe Berge von Kuchen, Torten, Confitüren, Früchten; Ströme von Limonade, Himbeersaft, Orgeade;

verständlichen Brief drucken ließ. Sie hatten schon, wenn auch mit saurem Gesichte, die ganze Revolution verschluckt; aber diesen Brief — das konnten sie nicht hinunter bringen. Göttliche Leute sind die Belgier! O dahin muß es kommen: die Kellerlöcher der Diplomatik müssen geöffnet werden, und dann erst wird es frisch und hell im ganzen Hause seyn. Die Gazette hier, die über jene Unverschämtheit des belgischen Congresses auf ihre Art spricht und lästert, endigt mit den Worten: „tout cela prouve combien une nation est petite quand elle n'a pas de Roi!“ Ich bin wahrhaft erschrocken, wie ich das gelesen habe. Wie ist es möglich, dachte ich, daß zwei Menschen, von welchen nicht wenigstens Einer im Tollhaus sitzt, so verschiedene Meinungen haben können? Wer von uns ist verrückt, die Gazette mit den Ihrigen, oder ich mit den Meinigen?

Montag den 17. Januar.

Haben Sie es geleſen, daß die Stände in Caſſel gleich damit angefangen, dem Churfürſten um ſeine allergnädigſte Erlaubniß zu bitten, daß ihm ſein getreues Volk eine Statue errichten dürfe? Haben Sie es denn wirklich auch geleſen, und hat mir das nicht ein neckiſcher Geiſt auf einem Zeitungsblatte vorgegaukelt? Nein, daß ſich die Freiheit in Deutſchland ſo ſchnell entwickeln würde, das hätte ich nie gedacht! Ich hatte den guten Leuten doch Unrecht gethan. Wenn das ſo raſch fortgehet, werden wir in drei Wochen den vereinigten Staaten nichts mehr zu beneiden haben. In Hannover haben ſie ſich auch erhoben. Das wird dem armen Lande wieder ſechs Schimmel, einen ſchönen Wagen und eine Statue koſten. Hätten ſie nicht gleich damit anfangen

können, dem Herzog von Cambridge die Pferde auszuspannen und als Vice-Schimmel seinen Wagen zu ziehen? Was brauchen sie erst vorher eine Revolution zu machen? Ist aber ein treuer Glimpel der Deutsche! Man kann ohne Sorge den Käfig offen lassen, der Vogel fliegt nicht fort..... Haben Sie auch gelesen, daß der König von Baiern seinen Soldaten, welche in seine Bürger einhauen, einen dreitägigen Sold geschenkt? Ich verstehe nicht mehr. Sie schüren das Feuer und ihr eigenes Haus brennt; sie gießen Oel in die Wunde und es ist ihr eigener Schmerz! Ich verliere mich darin.

Dienſtag den 18. Januar.

— Was ich von der hannövriſchen Revolution erwarte, habe ich Ihnen ſchon oben geſchrieben. Wenn freilich das engliſche Miniſterium ſelbſt die Sache angeſtiftet hat, ſo ändert das die Verhältniſſe — aber auch nur etwas, aber nicht viel. Doch kann ich mich hierin irren. Von dem hannövriſchen Volke ſelbſt, wenn es ſich allein, ohne geheime Anregung von London erhoben, erwarte ich nicht viel. Hat doch die neue Regierung in Göttingen in ihrer Proclamation auf die Freiheit von Heſſen angeſpielt! Dieſe Conſtitution ſchwebt ihren Wünſchen als Ideal vor, und ſie iſt doch die unverſchämteſte Betrügerin, die man ſich nur erſinnen kann. Es wäre ein Meiſterſtreich von Politik, wenn das engliſche Mini-

ſterium dem Königreiche Hannover eine wahre vollkommene Freiheit gäbe. Es würde dadurch dieſen kleinen Staat zum mächtigſten in ganz Deutſchland erheben. Dann könnte England Preußen und Oeſtreich trotzen, wenn dieſe ihm einmal den Krieg erklärten — ein Fall, der leicht und bald eintreten kann. Iſt dieſes ſo, dann müßte das engliſche Miniſterium natürlich im Geheimen agiren, und das hannöviſche Volk gegen den Adel in Bewegung ſetzen, der, eigenſinnig und hochmüthig, wie er dort iſt, die Emancipation des Bürgerſtandes nie bewilligt hätte. Im heutigen Temps ſteht eine ausführliche und richtige Erzählung von den Göttinger Vorfällen. Sie müſſen ſich das Blatt zu verſchaffen ſuchen, denn in deutſchen Zeitungen werden die Vorfälle natürlich entſtellt werden. Ein Göttinger Bürger, der die Schlachtſteuer zu bezahlen verweigert, ſoll die erſte Anregung zum Aufſtande gegeben haben.

Diese Schlachtsteuer wird im Temps zu meiner großen Belustigung Schlacrstener genannt.

Mittwoch den 19. Januar.

— Die Nachricht, die Sie mir gestern gegeben, daß das englische Ministerium selbst die Revolution in Hannover angestiftet, habe ich auf der Stelle nebst einigen Bemerkungen in die Zeitungen setzen lassen, und sie steht gestern im Messager. Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hinter einander hetzen. Es ist aber doch schön, daß man hier alles gleich in die Zeitung bringen kann, und die Redacteurs küssen einem für jede Nachricht die Hände, und für jede Lüge die Füße. Was mich gegen die deutsche Censur am meisten aufbringt, ist nicht, daß sie das Bekanntwerden der Wahrheit verhindert — diese macht sich früher oder später doch Luft — sondern daß sie die Lüge unterdrückt, die nur einen armen kurzen Tag zu leben hat, und einmal todt, vergessen ist.

Am interessantesten, und merken Sie sich das, sind die hiesigen Blätter immer am Montage; denn da Sonntag keine Kammersitzung ist, bleibt den Tag darauf den Zeitungen kein anderes Mittel, ihre Seiten zu füllen, als so viel Lügen als möglich herbei zu schaffen. Wie angenehm beschäftigt das die Einbildungskraft. Und was liegt daran! Was heißt Lüge? Kann Einer in unsern Tagen etwas ersinnen, was nicht den Tag darauf wahr werden kann! Es gibt in der Politik nur eine mögliche Lüge: Der deutsche Bund hat die Preßfreiheit beschlossen.

— Also *** hat sich gescheut nach Pesth zu gehen, und schon in Ungarn fürchtet man die Cholera morbus? In Gallizien, drei Tagereisen von Wien, und in Russisch-Polen ist sie nach bestimmten Nachrichten auch schon ausgebrochen. Mir macht das sehr bange. Nicht

wegen der ſinnlichen Schrecken, welche die Peſt begleiten — das iſt ein Schrecken, der ſich ſelbſt verzehrt, das iſt zu furchtbar, um ſich lange davor zu fürchten — aber die verderblichen Folgen! Die Lähmung des Geiſtes, welche im Volke nach jeder Peſt zurück bleibt! Das kann alten Froſt zurück führen, und die Freiheit, die noch auf dem Felde ſteht, zu Grunde richten. In ſolchen Zeiten der Bedrängniß braucht man Gott und ruft ihn an, und da kommen gleich die Fürſten und melden ſich als deſſen Stellvertreter. Was kein Kaiſer von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Peſt verhindern. Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht. Dann laſſen die Regierungen fort und fort im ganzen Lande räuchern, um Nebel zu machen überall. Strenge Geſetze ſind dann nöthig und heilſam. Die Peſt geht vorüber, die Strenge bleibt. Bis das erſchreckene Volk wie-

der zur Besinnung kommt, sind die alten Fesseln neu genietet, die Krankenstube bleibt nach der Genesung das Gefängniß, und zwanzig Jahre Freiheit gehen darüber verloren. Hessische Constitution, Schimmel, Kosacken, Bundes-Versammlung, Censur, was Gott will, nur keine Cholera Morbus.

— Es ist köstlich mit der Hanauer Zeitung: Gnädigste Freiheit, statt gnädigste Erlaubniß! Ich wollte, der allergnädigste Teufel holte sie aufs allergeschwindeste Alle mit einander. Il faut tous lier, juges et plaideurs.

Sieben und zwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 20. Januar 1831.

Gestern las ich zu meinem Erstaunen in der Allgemeinen Zeitung: der geniale Schriftsteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Professur der Geschichte auf einer preußischen Universität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erste erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus? Was sagen Sie dazu? Heine Professor? Aber es ist gar nicht unmöglich. In dieser gefährlichen Zeit durfte man wohl daran denken, die Genies in ein

Amt oder in eine Professur zu sperren. Aber ein Narr, wer sich fangen läßt.

Ich habe Grimms Correspondance littéraire zu lesen angefangen, die durch vierzig Jahre gehet. Ich bin noch nicht weit hinein, hoffe aber es ganz durchzulesen. Das Buch hat zwölf Bände, und ist noch nicht fertig. Man lernt viel daraus und wird an Vieles erinnert. Paris war damals die Küche, worin die Revolution gekocht wurde. Da siehet man noch die ursprünglichen Bestandtheile der Mahlzeit, das rohe Fleisch, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem saubern Mischmasch später ist nicht mehr klug zu werden. Grimm zeigt Verstand genug, aber gar keinen Geist, und nicht so viel Wärme, daß man eine feuchte Adresse daran trocknen könnte. Dieser Mensch war mir immer unleidlich; er hat eine geräucherte Seele. Welch

ein guter Simpel mußte Rouſſeau ſeyn, daß er, ob zwar älter als Grimm, dieſen Menſchen nicht durchſchauete, und eine Zeitlang mit ihm in Vertraulichkeit lebte! Nie ſtanden zwei Seelen ſo weit aus einander, und die Natur ſcheint Rouſſeau und Grimm gleichzeitig geſchaffen zu haben, um darzuthun, welche verſchiedenartige Talente ſie hat. Merkwürdig bleibt es immer, daß ſo ein deutſcher bisher Pfarrersſohn, der im gepuderten Leipzig ſtudirt hatte, ſich unter den kühnen und glänzenden Geiſtern des damaligen Paris bemerkt machen, ja ſich auszeichnen konnte! das kam aber daher: Der deutſche Junge war Hofmeiſter in adeligen Häuſern, wo man das Einmaleins, das unſerm Glücke oft im Wege ſtehet, leicht verlernet. Es macht dem deutſchen Adel Ehre, daß Grimm unter den franzöſiſchen Spitzbuben ſo ſchnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufſtieg. Er begriff leicht, daß alles darauf

ankomme, die Weiber zu gewinnen, und es gelang ihm mit einem Streiche. Er ſtellte ſich in eine ſchöne Schauſpielerin verliebt, die ihn abwies. Grimm legt ſich ins Bett und bekommt eine Art Starrkrampf. Er bewegt ſich nicht, ſpricht nicht, ißt und trinkt nichts, außer wenige eingemachte Kirſchen, die er aber mit nicht ganz unſichtbaren Vergnügen herunter ſchluckt. Seine beſorgten Freunde, worunter auch Rouſſeau, umgeben ſein Bett. Einer derſelben beobachtete ängſtlich die Miene des Arztes, wie man es in ſolchen Fällen gewöhnlich thut. Der Arzt ſagt, es hätte nichts zu bedeuten, und man ſah ihn lächeln, als er wegging. Eines Morgens ſtand Grimm auf, kleidete ſich an, und war geſund. Jetzt war ſein Glück gemacht. Er wurde als das Muſter treuer Liebe geprieſen. Seine Correſpondenz machte ihn reich, er ſtand mit einem Dutzend nordiſcher Fürſten und Fürſtinnen in Briefwechs

ſel, die ſich die Früchte des franzöſiſchen Geiſtes, wie Apfelſinen, kommen und ſchmecken ließen. Er bekam einen großen Gehalt dafür. Uebrigens machte er auch noch für Privatleute Abſchriften von den literariſchen Berichten, für ein Abonnement von 300 Fr. monatlich. Zweimal monatlich, den 1. und den 15., ſchrieb er ſolche Briefe, die gewöhnlich keinen Druckbogen groß ſind. Viel Geld für wenig Arbeit. Ich wollte, es fände ſich auch ein dummer Prinz oder eine kluge Prinzeſſin, die mich auf ſolche Weiſe beſchäftigte und bezahlte. Ich beneide den Grimm um dieſe Stellung. Was haben wir armen Teufel heute von allem unſern Schriftſtellern? Den beſten Theil verſchlingen die Grundſteuern und Zehnten der Cenſur vorweg, und für das Uebrige wenig Geld und ſpäten Beifall, der uns kalt und abgeſtanden zukommt. Grimm war auch eine Zeitlang Frankfurter Geſandte mit 24,000 Franken Gehalt.

Die kindiſche Regierung hier hat wieder ein großes Stück Freiheit abgebiſſen; denn ſie kommt mir vor, wie ein Kind, das einen Apfel in der Hand trägt, den es ſich vorgenommen, auf ſpäter zu verwahren. Erſt leckt es daran, ſeine Enthaltſamkeit zu prüfen; dann ſchält es ihn etwas dick mit den Zähnen; dann beißt es tiefer hinein, dann ißt es ein herzhaftes Stück herunter und endlich bleibt vom ganzen Apfel nichts mehr übrig. Nach der Revolution hat ſich das Volk auch die Theater-Freiheit genommen. Die Regierung ſah dieſes als eine Sache an, die ſich von ſelbſt verſtände. Nun iſt es ſeitdem geſchehen, daß die Theater-Directionen die Freiheit, ſo viel Geld als möglich zu verdienen, als die beſte angeſehen haben. Um die Leute anzulocken, ſpielen ſie die Geſchichten gleichzeitiger Perſonen. Napoleon, Joſephine, Robespierre, Lavalette, der Herzog von Orleans, Benjamin Conſtant, ſie mußten

alle auf die Bretter. Das war nun freilich oft unanſtändig. Allein, wenn das Geſetz ſogar Unanſtändigkeiten verbietet und beſtraft, was bleibt dann der Sittlichkeit und der Moral übrig? Uebrigens hatte Jeder, der ſich ſelbſt durch jene Theater-Injurien, oder einen Angehörigen ſeiner Familie, oder das Andenken eines Verſtorbenen verletzt fühlte, Mittel genug, bei den Gerichten Hülfe zu ſuchen und die Regierung brauchte ſich nicht hinein zu miſchen. Auch wären nach einem Vierteljahre dieſe albernen Wachsfiguren-Komödien wieder außer Mode gekommen. Aber die Regierung benutzte das, um eine Gewalt mehr zu erwerben. Jetzt haben die Miniſter ein Geſetz vorgelegt, dieſe Freiheit zu beſchränken. Zwar haben ſie nicht gewagt die Theater-Cenſur wieder einzuführen, doch ſind ſie dem heißen Brei ſo nahe als möglich gekommen. Wer ein neues Stück ſpielen läßt, muß es vierzehn Tage vor der Aufführ-

rung dem Minister oder dem Präfekten vorlegen. Verboten kann zwar die Aufführung auf keine Weise werden; wird es aber aufgeführt und es kommen Beleidigungen darin vor (und jetzt wird die endlose Reihe der Vergehungen aufgezählt: gegen den König, gegen die Kammer, gegen fremde Fürsten, gegen Privatpersonen), dann treten die Strafen ein. Bis zu fünf Jahre Gefängniß, bis zu 10,000 Franken Geldstrafe. Kurz, es ist die Leute zu Grunde zu richten. Nachgeahmt oder auch nur kenntlich bezeichnet, darf Niemand mehr werden auf dem Theater. Es ist zum Verzweifeln. Und jetzt gibt es dumme gute Leute genug, hier wie bei uns, die gar nicht begreifen, was denn an einem so löblichen Gesetze zu tadeln sei. Diese Menschen sehen nicht ein, daß solche hemmenden Gesetze den Faschinen gleichen. Anfänglich fließt das Wasser frei durch, aber nach und nach führen Zeit und Arbeit so

viel Sand und Erde herbei, daß endlich ein feſter Damm daraus wird. Und jetzt wird noch die Kammer kommen, die ſich darüber ärgert, daß ſie alle Tage im Odeon ausgeklatſcht wird, und wird das Geſetz noch ſtrenger machen. So wird eine Freiheit nach der andern zurückgedrängt, und ich glaube, daß bei unſern Machthabern viel Eitelkeit, ja mehr als böſer Wille dabei im Spiele iſt. Die Regierung, von bürgerlicher Abſtammung heraufgekommen, wie ſie iſt, will zeigen, daß ſie ſo gut zu regieren verſtehet, als die älteſte Regierung, und daß ſie das Volk im Zaum zu halten weiß. Die fremden Geſandten mögen wohl in freundſchaftlicher Unterhaltung die Miniſter necken, ſie ſtänden unter der Zucht des Volks. Dieſen wird dadurch der Ehrgeiz aufgeregt, ſie ſtellen ſich auf die Fußſpitze, und zeigen ihre Größe. Die fremden Höfe laſſen gewiß nicht ab, die franzöſiſche Regierung auf-

zumuntern, ſtrenge Ordnung im Lande zu erhalten. Nicht etwa als nennten ſie das ſtrenge Ordnung, womit hier die Regierung ſich bis jetzt begnügte, und über die hinaus ſie wahrſcheinlich auch nicht gehen will — in den Augen jener Höfe iſt das immer noch die greulichſte Anarchie; — ſondern weil ſie hofft, das franzöſiſche Volk werde ſich das ewige Hofmeiſtern nicht gefallen laſſen, und es würde endlich die Geduld verlieren und wieder losbrechen.

Freitag, den 21. Januar.

Gestern war ich im Kotzebuischen Theater und habe die Malibran wieder gesehen. Aber entzückt wie das vorige Mal im Barbier war ich nicht, was aber gar nicht unsere Schuld ist, denn wir hatten gewiß beide den besten Willen. Cenerentola von Rossini wurde gegeben. Musik bis auf einige Stücke, besonders ein herrliches Sextett, sehr matt und leer; das Gedicht langweilig, schwerfällig. Keine Spur von der Grazie und der Laune, die im Aschenbrödel von Nicolo und Etienne herrschen. Die Malibran sang und spielte zwar gut, aber es war keine Rosine. Lablache spielte den Hofmann, welcher beide Schwestern den Prinzen vorstellt. Es ist merkwürdig was dieser Mann spielt, merkwürdiger, was er nicht spielt. Eine solche Entsagung ist mir noch bei

keinen Schauspieler vorgekommen. Seinen Gesang bewundere ich immer mehr und mehr. Alle andere Sänger, die ich noch gehört, selbst die göttliche Malibran — es bleibt doch immer ein Instrument, das sie spielen. Sie und die Töne sind getrennt, sie bringen sie hervor. Lablache aber ist eins mit seinem Gesange, er ist wie eine Singuhr, die, einmal aufgezogen, von selbst fortsingt. Den Abend hörte ich auch zum Erstenmale zwei andere vortreffliche Sänger, Donzelli und Zuchelli. Ich sage zum Erstenmal, ob zwar der Eine im Barbier den Grafen, den Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte sie damals nicht über die Malibran. Zuchelli, der hochmüthige Vater der eitlen Töchter, hat ein komisches Duett mit Lablache, das Einen, der unter dem chirurgischen Messer schmachtet, zum Lachen bringen müßte. Welch ein Leben, welch ein hohes Mienenspiel, was wird da nicht alles ein-

geſetzt! Ich hätte nicht geglaubt, daß das Menſchengeſicht ſo reich an Zügen wäre. So ein italieniſcher Bouffon iſt doch ganz anders, wie ein deutſcher oder franzöſiſcher. Letztere, ſelbſt in ihrer ausgelaſſenſten Laune, auch wenn ſie ſich der Fröhlichkeit noch ſo keck und unbedacht hingeben, verrathen doch eine verſteckte Aengſtlichkeit. Es iſt als hätten ſie ein böſes Gewiſſen, als fühlten ſie, daß ſie etwas Unrechtes, etwas Unſchickliches begingen, indem ſie ſo fröhlich ſind. Der Italiener aber hat den ächten katholiſchen Glauben, er ſündigt getroſt fort und verläßt ſich auf die Abſolution. Ich habe *** gefragt, wie ſich die Sontag zur Malibran verhalte? Er ſagte mir: Man dürfe die Sontag gar nicht nach dem beurtheilen, was ſie war, ehe ſie nach Frankreich gekommen; ſie habe ſich in Paris ungemein entwickelt und ausgebildet. Es iſt ſchade, daß ſie nicht alle ihre deutſchen Bewunderer mit